

Deutsch im Sprachvergleich

Institut für Deutsche Sprache
Jahrbuch 2011



Deutsch im Sprachvergleich

Grammatische Kontraste
und Konvergenzen

Herausgegeben von
Lutz Gunkel und Gisela Zifonun

De Gruyter

Redaktion: Melanie Steinle

ISBN 978-3-11-028354-9

e-ISBN 978-3-11-028476-9

ISSN 0537-7900

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Ludwig M. Eichinger: Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen..... | VII |
| Lutz Gunkel / Gisela Zifonun: Einleitung..... | 1 |
| Ekkehard König: Zur Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik innerhalb der vergleichenden Sprachwissenschaft..... | 13 |
| Thomas Stolz: Europäische Besitzungen. Zur gespaltenen Possession im europäischen Sprachvergleich..... | 41 |
| Marzena Żygiś / Bernd Pompino-Marschall: Glottale Markierungen vokalinitialer Wörter: Deutsch und Polnisch im Kontrast..... | 75 |
| Renate Raffelsiefen: Die Silbifizierung hoher Vokoide: das Deutsche im Sprachvergleich..... | 99 |
| Nanna Fuhrhop / Rebecca Barghorn: Prinzipien der Wortschreibung im Deutschen und Englischen am Beispiel der Schreibdiphthonge und der Doppelkonsonanten..... | 135 |
| Matthias Hüning: Wortbildung im niederländisch-deutschen Sprachvergleich..... | 161 |
| Bernd Wiese: Deklinationsklassen. Zur vergleichenden Betrachtung der Substantivflexion..... | 187 |
| Patricia Cabredo Hofherr: Verschmelzungsformen von Präposition und Artikel. Deutsch und Französisch kontrastiv..... | 217 |
| Christoph Schroeder: Ereignisinterne Adjunkte in einem typologisch orientierten Sprachvergleich Deutsch-Türkisch..... | 239 |
| Lutz Gunkel / Susan Schlotthauer: Adnominale Adverbien im europäischen Vergleich..... | 273 |
| Hardarik Blühdorn: Zur Syntax adverbialer Satzverknüpfungen: Deutsch – Italienisch – Portugiesisch..... | 301 |
| Volker Gast / Daniel Wiechmann: <i>W(h)</i> -Clefts im Deutschen und Englischen: eine quantitative Untersuchung auf Grundlage des Europarl-Korpus..... | 333 |

| | |
|---|-----|
| Attila Péteri: Wortstellung und Satztypmarkierung im Deutschen und im Ungarischen. Parallelen und Diskrepanzen..... | 363 |
| Valéria Molnár: Zur Relevanz der linken Peripherie für die Strukturierung der Information – kontrastive und typologische Überlegungen | 383 |
| Klaus von Heusinger: Referentialität, Spezifität und Diskursprominenz im Sprachvergleich am Beispiel von indefiniten Demonstrativpronomen | 417 |
| Cathrine Fabricius-Hansen / Wiebke Ramm: Ein Parallelkorpus im Einsatz: grammatische Variation im Bereich der Satzverbindung und Informationsverteilung (Deutsch – Norwegisch – Englisch/Französisch)..... | 457 |
| Jonas Kuhn: Analysierte Parallelkorpora für die sprachvergleichende Grammatik: Was können computerlinguistische Methoden leisten?..... | 485 |

Ludwig M. Eichinger

Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen

Er war so witzig, daß jedes Ding ihm gut genug war zu einem Mittelbegriff jedes Paar andere Dinge mit einander zu vergleichen. (J.Ch. Lichtenberg, Sudelbücher B1 101)

1. Vergleichen

1.1 Im Allgemeinen

Das Vergleichen gehört zur Wissenschaft – so könnte man Thomas von Aquins scholastischen Kernspruch *scientia non est de singularibus* auch verstehen.¹

Wenn das so ist, vermag es nicht zu verwundern, dass der Vergleich sprachlicher Verhältnisse in der Geschichte der Jahrestagungen des Instituts für Deutsche Sprache schon mehrfach zum Thema gewählt wurde. Es versteht sich von selbst, dass mit einem vergleichbaren Thema im Wechsel der Zeiten nicht die gleichen und schon gar nicht dieselben Interessen verbunden sind. Gerade deswegen aber lohnt es sich, einen Blick auf die früheren Tagungen zu werfen, die sich dem Thema des Sprachvergleichs in der einen oder anderen Weise gewidmet haben. Diese Rückschau wirft ein bezeichnendes Licht darauf, welche Wege die Diskussion um das Vergleichen von Sprachen und von sprachlichen Verhältnissen in den Jahrzehnten seit der Gründung des Instituts genommen hat.

1.2 Die Zwei Seiten: Kontrast und Konvergenz

Welches der Blickwinkel ist, der die Beschäftigung mit diesem Thema prägt, wird schon im Untertitel des Tagungsthemas deutlich. Um grammatische Kontraste und Konvergenzen sollte es also im Jahr 2011 gehen. Dass der Vergleich grammatischer Strukturen im Fokus stehen soll, davon soll etwas später noch die Rede sein. Charakteristischer ist vielleicht, dass bei der diesjährigen Tagung dezidiert auf zwei Verhältnisse und Entwicklungen gleichzeitig geblickt werden soll: auf die – augenfälligen – Verschiedenheiten ohnehin, aber eben gleichwertig auch darauf, was ohnehin schon nicht nur vergleichbar, sondern ähnlich ist, und vielleicht sogar Entwicklungen zeigt,

¹ Zum Ort und historischen Stellenwert dieser Aussage siehe Jacobi (2008, S. 75 f.).

die aufeinander zu gehen. Die Aufmerksamkeit gilt der Diversifikation und dem Zusammengleichen zwischen Sprachen gleichermaßen. Das reflektiert eine Herangehensweise, die notwendig mit den Zielen der neueren grammatischen Arbeit am IDS verbunden ist. Wenn man sich an eine Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich heranwagt, hat man eine komplizierte Balance zu leisten. Man hat eine Ebene des Vergleichs zu finden, die zumindest im Hinblick auf das, was wir aus allgemein typologischen und spezieller eurotypologischen Studien wissen, einerseits zu einer grammatischen Beschreibung des Deutschen passt, also Kategorien betrifft, die sich in einer grammatischen Beschreibung des Deutschen niederschlägt.² Es ist die andere Seite einer ausgewogenen vergleichenden Beschreibung, dass die Ebene auch geeignet sein muss, die Verhältnisse in den Vergleichssprachen aus ihrem eigenen Blickwinkel zu beschreiben. Damit hängt zusammen, dass letztlich hier wie dort die spezifischen Traditionen grammatischer Beschreibung mit zu bedenken sind. Es ist die Ebene von funktionalen Domänen – wie etwa Determination³ –, die als Basis eines solcherart ausgeglichenen Vergleichs genommen werden. Vor diesem Stand der Überlegungen am Institut für Deutsche Sprache ausgehend wurde die Tagung des Jahres 2011 geplant.

2. Verschiedene Konzepte

2.1 Kontrastive Grammatik

Dass genau dieser Kontext der Vergleichs-Diskussion den Unterschied ausmacht, wenn man in der Geschichte der Tagungen zurückblickt, ist ebenso augenfällig wie wenig überraschend. Wenn sich so eine der frühesten Jahrestagungen, die damals noch Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rates des Instituts hieß, der „Kontrastiven Grammatik“ widmete, so setzt auch hier der Kontext der Zeit ihren Akzent. Auch hier gibt schon die Formulierung des Titels einen leitenden Hinweis. Die damalige Diskussion einer solchen vergleichenden Grammatikforschung fand im Umfeld einer seit den späten 1950er Jahren entstandenen kontrastiven Linguistik statt, die sich als eine angewandte Subdisziplin präsentierte, die im Fremdsprachenunterricht ihre Anwendung fand. Im Kern handelt es sich um den Spezialfall einer

² Die in einer entsprechenden Weite gewählt werden müssen, um sowohl die internen Zusammenhänge wie den Weg zu nachbarsprachlichen Optionen nicht zu verstellen; vgl. den Einbezug der Wortbildung.

³ Dieses Beispiel ist gewählt, weil es für die Beschreibung des Deutschen dem Bereich der Nominalgrammatik zugehört, die im Rahmen des Projektes GDE derzeit bearbeitet wird. Entsprechend sind auch im Projekt „Eurogr@mm“ Ergänzungen aus vergleichender Perspektive entstanden, die den nominalen Bereich betreffen; vgl. http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/gruwi.ansicht?v_typ=0.

Fehlerlinguistik, die nach strukturellen Unterschieden (zumeist von zwei Sprachen) sucht, die als potenzielle Fehlerquellen angesehen werden. Man hatte offenbar schon gleichzeitig den Eindruck, dass ihr Vorgehen im Wesentlichen auf nicht hinreichend überprüften Plausibilitätsannahmen beruhte.⁴ Ohne dass durch die verschiedenen Beiträge hindurch ein gänzlich gefestigter Gebrauch dieses Terminus erkennbar wäre, geht es offenbar darum, sich von einer nur praktisch ausgerichteten, an fehlerträchtigen Kontrasten interessierten kontrastiven Untersuchung abzusetzen. Das Ziel mag dabei Verschiedenes sein, im – theoretischen – Kern geht es darum, eine angemessene Ebene des Vergleichs zu finden. Es ist wenig überraschend, dass sich an der Bedeutung dieser kritischen Stelle der Vergleichsdiskussion, wie wir gesehen haben, seither nichts Grundlegendes geändert hat. Geändert haben sich allerdings die Bezugskategorien des Vergleichs. Ist es in der heutigen Diskussion in dem grammatischen Projekt des IDS, der „Grammatik im europäischen Vergleich“ (GDE) eine funktionale Kategorie, die der funktionalen Domäne, die eine typologisch angemessene neutralmögliche Sicht auf die Verhältnisse ermöglichen soll, ging es damals um die Bestimmung und Festlegung der relevanten Ebene im Rahmen der vorherrschenden strukturalistischen Diskussion. Ganz offenkundig war die Intention nicht, sich von einer wie auch immer gearteten Praxis abzusetzen, sondern ihr einen wissenschaftlichen Grund zu geben. Im Leitbeitrag zu dieser Tagung, der von Eugenio Coseriu eingebracht wurde, heißt es dazu:

Die Unterschiede, welche die Ebene des Sprachtypus betreffen, obschon wissenschaftlich hochinteressant, sind freilich in praktischer Hinsicht nicht von unmittelbarem Belang. Dagegen ist die Unterscheidung zwischen Sprachsystem und Sprachnorm [...] gerade auch für die praktische Erlernung der Sprachen wichtig und unentbehrlich. (Coseriu 1969, S. 27)

Gerade im Hinblick auf eine solcherart an der Sprachnorm orientierte Untersuchung, die Inhalts- und Funktionseinheiten über die Sprachen hin verfolgt, heißt es dann im Vorwort des Tagungsbandes:

Die komparative oder konfrontative Sprachbeschreibung kann, um eine Formulierung von Coseriu zu gebrauchen, auch für das Deutsche ‚nach dieser Tagung als begründet gelten‘. (Moser et al., S. 7)

Auch die damalige Diskussion stand im Zusammenhang mit entsprechenden Arbeiten am Institut. In den 1970er Jahren begannen die Arbeiten an kontrastiven und vergleichenden Grammatiken, die auf jeden Fall einen systematischeren Gesamtvergleich anstrebten als er in dem geschilderten Kontext vorgesehen war. Tatsächlich sind dann Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre zwei große vergleichende Grammatiken erschienen, die in ihrer

⁴ Zur damaligen kontrastiven Linguistik vgl. Nickel (Hg.) (1972) und Nickel (1980); zur kritischen Einschätzung z.B. Christian Lehmanns Zusammenfassung unter www.christianlehmann.eu/ling/elements/index.html?http://www.christianlehmann.eu/ling/elements/kontr_ling.html.

Verschiedenheit die Bandbreite dessen zeigen, was man sich unter einer an Vollständigkeit orientierten vergleichenden Grammatik vorstellte. Will die mit dem Spanischen vergleichende Grammatik von Cartegena/Gauger (1989) in einer eher an der traditionellen Grammatikschreibung orientierten Gegenüberstellung wesentliche Unterschiede und Charakteristika hervorheben, bringt Jean-Marie Zembs (1978 und 1984) deutsch-französische Grammatik eine Darstellung, in der die Verhältnisse in der deutschen Sprache auf Französisch und die in der französischen Sprache auf Deutsch ausgebreitet werden, jeweils aus ihrer eigenen Art und in einer eigenen Art von Grammatik. Daneben wird in dieser Zeit die Basis für eine Reihe von kontrastiven Grammatiken gelegt, die von Ulrich Engel initiiert wurden, und die ihren Ausgang auch von der valenzgrammatischen Beschreibung nimmt, die Ulrich Engel in seinen Grammatiken vorgeschlagen hat.⁵ Hier ermöglicht die quasi-axiomatische Setzung dieses Modells den Vergleich, der sich allerdings auch wandelt, wenn man die früheren Exemplare zum Beispiel mit der deutsch-polnischen kontrastiven Grammatik vergleicht, in die auf jeden Fall auch mehr von der eigenständigen polnischen Sicht und entsprechenden Beschreibungstraditionen eingegangen ist. Es gibt sicherlich verschiedene Gründe, warum dieser Typ von Arbeiten dann irgendwann am IDS nicht mehr fortgeführt worden ist; einer dürfte auf jeden Fall gewesen sein, dass sich in der Durchführung zeigte, dass offenkundig keine Vorstellung davon existierte, nach welchem Muster vergleichende Grammatiken gestaltet werden sollten, sofern sie nicht konfrontativ im Sinne didaktischer Nutzbarkeit waren.

Geht es bei der ersten Tagung wie in diesen Forschungen zuvorderst darum, die Eigenheiten der eigenen Sprache in der Gegenüberstellung mit einer anderen zu erhellen, wie Eduard Beneš im Kontext der Tagung explizit feststellt, so hat sich bei der nächsten Gelegenheit der Weg der Annäherung an das Deutsche umgekehrt.

2.2 Typologie

Das nächste Mal, das ist das Jahr 1995, als der programmatische Titel der Jahrestagung „Deutsch typologisch“ lautete.⁶ Damals jedenfalls ging es darum, an einer Reihe von Erscheinungen quer über die grammatischen Ebe-

⁵ Als die zuletzt erschienene dieser Grammatiken, die nicht aus IDS-Projekten hervorgingen, sei die deutsch-polnische Grammatik (Engel 1999) erwähnt, deren zweite Auflage in Vorbereitung ist. Weitere kontrastive Vorhaben führten nicht zu solch „handbuchartigen“ Ergebnissen, vgl. zum deutsch-japanischen Stieckel (2001).

⁶ Vorbereitet wurde diese Tagung seinerzeit im Hause des IDS von Gisela Zifonun, die damals vermutlich in ähnlicher Weise in den Schlussarbeiten zu der 1997 erscheinenden großen IDS-Grammatik (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997) steckte, wie sie das heute mit dem Nominalband der Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich tut, auf dessen Erscheinen in analoger Weise wir uns dann freuen.

nen hin zu bestimmen, wo sich das Deutsche in anzunehmenden universalen Ordnungen positioniere. Und Ewald Lang als damaliger Mitorganisator hält als zentrale Leitlinien der Tagung fest:

1) *Typologie und Universalien stehen im Konnex* [...] 2) *Die typologischen Merkmale bilden ein Raster grammatischer Optionen*, [...] 3) Das so verstandene typologische Raster bildet einen geeigneten *Rahmen*, in den *kontrastive Studien* einzubetten sind. (Lang 1996, S. 8)

Und im Vorwort des damaligen Bandes wird er von Gerhard Stickel mit dem folgenden Bild zitiert:

Bei der typologischen Beschreibung des Deutschen gehe es darum, meinte Lang, eine Art Phantombild einer Sprache zu erstellen. So wie bei der kriminalistischen Arbeit ein Bild des Verdächtigen durch die Auswahl aus typischen Nasen, Haaransätzen, Augen, Kinnformen und anderen physiologischen Merkmalen schrittweise bis zur Erkennbarkeit rekonstruiert wird, sucht die typologische Beschreibung durch Analyse klassifizierungsgerechter Eigenschaften wie Satzstellung, Wortmorphologie [usw.] das charakteristische Profil dieser Sprache zu ermitteln. (Stickel 1996, S. 2)

Man kann auch in diesem Fall versuchen, die thematische Wendung mit den Diskussionen um die Forschungsausrichtung des Hauses zu verbinden. Die große IDS-Grammatik ist zu diesem Zeitpunkt faktisch abgeschlossen. Sie hat in grundsätzlicher Hinsicht andere Punkte fokussiert. Sie hat einerseits eine Konsistenz und methodische Verlässlichkeit erreicht, eine Faktenfülle geordnet und das Konzept einer Grammatik der Äußerung in einer Weise realisiert, die ihren Rang als ein Handbuch, das linguistische Grundlagenforschung mit einer flächendeckenden Beschreibung der Verhältnisse des Deutschen begründet. Eigentlich waren für das Haus aufgrund der vertieften Kenntnis der grammatischen Verhältnisse des Deutschen und der gesammelten Erkenntnisse zur Beschreibung dieser Verhältnisse die Voraussetzungen dazu gegeben, sich in verlässlicher Weise – und mit begründeter Hoffnung auf eine Ausbeute für die eigene weitere Forschung – mit der typologischen Verortung der verschiedensten Fakten der grammatischen Erscheinungen des Deutschen zu beschäftigen – und sich so auch in die aktuelle linguistische Diskussion einzubringen und einzumischen.⁷ Wenn man nun nach weit über einem Jahrzehnt weiterer Forschung auf die Beiträge zurückblickt, die auf dieser Tagung präsentiert wurden, so sieht man, dass es nicht zuletzt der Erfolg der damaligen großen eurotypologischen Forschungsprojekte war,⁸ die Forscher verschiedenster theoretischer und methodischer Provenienz dazu brachte, sich mit dieser Frage zu beschäftigen.

⁷ Die eine hohe allgemeine Sichtbarkeit erreicht hatte; vgl. exemplarisch Haspelmath et al. (2005); siehe auch www.eva.mpg.de/lingua/tools-at-lingboard/questionnaire/eurotyp_description.php.

⁸ Vgl. die seit 1998 erschienenen Bände der Eurotyp-Reihe bei de Gruyter. Das ist vielleicht der rechte Ort, um auf das bemerkenswerte Faktum hinzuweisen, dass auch auf dieser

Bei dieser Lage ist es klar, dass dann doch in den einzelnen Beiträgen ein unterschiedliches Bild vom Vergleichen aufscheint. Wie immer es im Einzelnen allerdings ausgestaltet wird: Wenn man es im Lichte der Entwicklung sieht, die wir hier anzudeuten versuchen, geht es tatsächlich darum, wie es in einem der allgemein grundlegenden Beiträge dieses Bandes, dem von Ekkehard König, heißt, „kontrastive Grammatik als Grenzfall der Typologie“ (König 1996, S. 31) zu verstehen. Das hat erkennbar zwei Folgen. Zum einen, und das ist vielleicht auch für die praktische Arbeit am IDS folgenreich geworden, geht es nicht mehr darum, Eigentümlichkeiten von zwei Sprachen gegeneinander zu halten, sondern das Profil, der Sprachtyp erhellt sich aus dem Ort des Deutschen im Rahmen der Optionen von Sprachen überhaupt. Praktisch heißt das zumindest, in einer vergleichenden Sicht auf eine größere Zahl von Sprachen. Ob man dazu eine unter irgendeinem Aspekt gewählte Gruppe nächststehender Sprachen wählt oder die Differenz auszuspannen bemüht ist, hängt vielleicht davon ab, was das Ziel der jeweiligen Forschung ist. Zum anderen ist das Bemühen erkennbar, diese typologisch gestützte Einordnung des Deutschen nicht auf eine Ebene der sprachlichen Beschreibung zu beziehen, sondern auch in dieser Hinsicht ein aufgefächertes Profil der deutschen Sprache zu liefern. Man kann da einerseits an typologisch zweifellos Bewährtem ansetzen – etwa den typologisch relevanten Serialisierungsmustern –, man kann herausgehobenen Phänomenen nachgehen, bei denen die Realisierung einer grammatischen Kategorie mit einer hohen funktionalen Eindeutigkeit – wie etwa Negation – auf ihre typologische Einbettung untersucht wird. Man kann aber auch grundsätzliche Annahmen – wie etwa Ikonizität – zur Basis des Vergleiches wählen. Letztlich ist das natürlicherweise der Anlass, die Annahmen einer Theorie mit dem Anspruch auf die Beschreibung universaler Strukturen mit typologischen Verbindungen und Untergliederungen zu kontrastieren. Diese durch die typologischen Forschungen „provozierten“ Vergleiche verschiedener Art werfen ein erhellendes Licht auf verschiedene Weisen linguistischen Arbeitens. So nimmt es nicht Wunder, dass die damals in Mannheim geführten Diskussionen in bemerkenswertem Ausmaße in der fachlichen Diskussion rezipiert wurden.

Tagung Ekkehard König (vgl. König 1996), einen der eröffnenden Vorträge mit dem Titel „Kontrastive Grammatik und Typologie“ gehalten hat, bei dem es unter anderem darum geht, was es in diesem Kontext bedeutet, dass das Deutsche eine germanische Sprache ist. Im vorliegenden Band finden wir ihn ja ebenfalls mit dem einführenden Beitrag „Zur Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik innerhalb der vergleichenden Sprachwissenschaft“. Dass er auch schon auf der ersten erwähnten Tagung referiert hat (König/Nickel 1970), rundet das Bild ab.

2.3 Typologisch basierter Vergleich

Seither ist wiederum mancherlei geschehen. Die eurotypologische Forschung hat uns einen neuen Blick gelehrt, die Zusammenhänge in unserem, wenn man so will, sprachlichen Nahraum, sind so viel präziser beschrieben worden, im Kontext damit ist klarer geworden, dass auch das gemeinsame sprachliche Leben über Jahrhunderte hin in der Nachbarschaft vieler Sprachen all diese Sprachen nicht unbeeindruckt lässt, was in den Blick kommt, wenn man ihre Eigenheiten herauszubringen versucht. Und es hat sich herausgestellt, dass das Deutsche in einem „normalen“ europäischen Kontext oft als „Mischtyp“ zu charakterisieren wäre⁹ – also in mancherlei Hinsicht in der Mitte steht. Erfreulicherweise haben wir bei der Jahrestagung 2002 von Cathrine Fabricius-Hansen (2003) gelernt, dass manches, das wir als häufig ironisierte Eigenschaften des Deutschen ansehen, seine Rechtfertigung aus den Anforderungen an eine „reife Sprache“ zieht. Das alles ist geschehen, als sich das Institut aufmachte, in ständigem Vergleich mit einer Reihe europäischer Nachbar- und Lernsprachen einer Grammatik im europäischen Vergleich nachzugehen.¹⁰ Was das heißt, und welche methodisch-theoretischen Fragen damit verbunden sind,¹¹ will und muss ich hier nicht mehr zu erläutern versuchen,¹² dafür sind die hier abgedruckten Beiträge der Tagung da – und die diesem Beitrag folgende Einführung in das Tagungsthema durch Lutz Gunkel und Gisela Zifonun. Von der Vielseitigkeit der Vergleiche¹³ und der Fundierung der eigenen Forschungen in einem typologisch basierten Konzept¹⁴ zeugen eine Vielzahl von neueren Publikationen aus der Projektgruppe und ihrem Umfeld. Zudem hat diese Art des Vergleichens weiter dazu geführt, dass auch die stärker anwendungsorientierte Forschung auf die Basis eines vielfältigen und multidirektionalen Vergleichs gestellt werden konnte. Im Projekt „Eurogr@mm“ konnte eine entsprechende plurinationale Arbeitsgruppe zusammengestellt werden, die den „fremden Blick“ auf das Deutsche systematisiert.¹⁵

⁹ Vgl. dazu z.B. Askedal (1996).

¹⁰ Eine Reihe von Vorstudien und Präsentationen erster Ergebnisse zeigt, von welcher Art die Ergebnisse sind, die hier zu erwarten sind; vgl. z.B. die vier Publikationen zu Pronomina (Zifonun 2001 bis Zifonun 2007).

¹¹ Dazu hat sich die Projektleiterin, was die Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich angeht, z.B. in Zifonun (2008) geäußert.

¹² Vgl. aber die in Eichinger (2008) angestellten Überlegungen.

¹³ Beispiele dafür sind etwa Gunkel/Schlotthauer (2009), für den Bereich „entfernterer“ Sprachen, oder Gunkel/Zifonun (2011) für den Bereich der klassischen Schulsprachnachbarn.

¹⁴ Auch hier sollen einige Hinweise genügen, so werden Fragen der Flexionsmorphologie ebenso in vielfältiger Weise diskutiert (vgl. z.B. Wiese 2009 und 2011 oder den Sammelband Müller/Gunkel/Zifonun (Hg.) 2004), wie etwa Fragen der Modifikation (vgl. Gunkel/Rijkhoff (Hg.) 2009).

¹⁵ Die Ergebnisse gehen als das Modul „Progr@mm kontrastiv“ in den Rahmen des Projekts Progr@mm ein (siehe Schwinn/Augustin 2007–2009). Zudem erscheint demnächst eine erste zusammenfassende Publikation (Augustin/Fabricius-Hansen im Druck).

Es gibt und gab also genügend Anlass, wieder einmal über das Vergleichen – seine Voraussetzungen und seine Ergebnisse – nachzudenken. Die Entwicklung eines Konzepts und eines Programms für eine Tagung, die dem nachkommen sollte, lag in den Händen von Gisela Zifonun und Lutz Gunkel aus dem Haus sowie des Kollegen Jörg Meibauer und von Frau Kollegin Martine Dalmas. Ihnen allen sei gedankt für die Vorbereitung dieser Jahrestagung. Ein besonders herzlicher Dank geht an alle Referenten, die die Tagung ja ausmachen und an alle, die für ihren glatten Ablauf sorgen.

3. Schluss

Manchmal spreche ich an dieser Stelle über das Wetter, aber es gibt Gelegenheiten, um einen Spruch von Bert Brecht zu paraphrasieren, wo das Gespräch über das Wetter nicht das passendste ist. Das scheint mir in diesem Jahr der Fall zu sein. So grüße ich am Ende meines Vorworts unsere japanischen Kollegen, die, die hier waren, und die, die nicht kommen konnten, deren Sorgen wir teilen, und für deren Lage wir nur das Beste wünschen können.¹⁶

Literatur

- Askedal, John Ole (1996): Überlegungen zum Deutschen als sprachtypologischem „Mischtyp“. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch – typologisch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1995). Berlin, S. 369–383.
- Augustin, Hagen/Fabricius-Hansen, Cathrine (Hg.) (i.Dr.): Flexionsmorphologie des Deutschen im Kontrast. Tübingen.
- Cartagena, Nelson/Gauger, Hans-Martin (1989): Vergleichende Grammatik Spanisch-Deutsch. 2 Bde. (= Vergleichende Grammatiken 2). Mannheim/Wien/Zürich.
- Coseriu, Eugenio (1969): Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik. In: Wissenschaftlicher Rat des IDS (Hg.), S. 9–30.
- Eichinger, Ludwig M. (2008): Deutsch als europäische Sprache. In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hg.): Das Deutsche und seine Nachbarn. Über Identitäten und Mehrsprachigkeit. (= Studien zur Deutschen Sprache 46). Tübingen, S. 13–30.
- Engel, Ulrich (1999): Deutsch-polnische kontrastive Grammatik. Unter Mitarbeit von Rytel-Kuc, D., Cirko, L., Debski, A. u.a. 2 Bde. Heidelberg.

¹⁶ Die Jahrestagung 2011 fand unmittelbar nach dem Erdbeben und dem folgenden Tsunami im Nordosten Japans sowie dem Atomunglück von Fukushima statt. Ich dachte, man sollte diesen Bezug nicht tilgen: Das erklärt jedenfalls und entschuldigt vielleicht die Beibehaltung der Anredeform an dieser Stelle.

- Fabricius-Hansen, Cathrine (2003): Deutsch – eine ‚reife‘ Sprache. Ein Plädoyer für die Komplexität. In: Stickel, Gerhard (Hg.): Deutsch von außen. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2002). Berlin/New York, S. 99–112.
- Gunkel, Lutz/Schlotthauer, Susan (2009): Attribution in Basque, Finnish, Hungarian and Turkish: morphology vs. syntax. In: Saxena, Anju/Viberg, Åke (Hg.): Multilingualism. (= Studia Linguistica Upsaliensia 8). Uppsala, S. 51–64.
- Gunkel, Lutz/Zifonun, Gisela (2011): Klassifikatorische Modifikation im Deutschen und Französischen. In: Lavric, Eva/Pöckl, Wolfgang/Schallhart, Florian (Hg.): Comparatio delectat. (= InnTrans 4). Frankfurt a.M. u.a., S. 549–562.
- Gunkel, Lutz/Rijkhoff, Jan (Hg.) (2010): Modifikation im Deutschen: Kontrastive Untersuchungen zur Nominalphrase. Themenheft der Zeitschrift Deutsche Sprache (Heft 2/2010).
- Haspelmath, Martin et al. (2005): World atlas of language structures. Oxford.
- Jacobi, Klaus (2008): „Actus circa singularia sind“ – „scientia non est de singularibus“. Thomas von Aquins Konzeption einer praktischen Wissenschaft. In: Lutz-Bachmann, Matthias/Fidora, Alexander (Hg.): Handlung und Wissenschaft. Die Epistemologie der praktischen Wissenschaften im 13. und 14. Jahrhundert. Berlin, S. 75–88.
- König, Ekkehard (1996): Kontrastive Grammatik und Typologie. In: Lang/Zifonun (Hg.), S. 31–54.
- König, Ekkehard/Nickel, Gerhard (1970): Transformationelle Restriktionen in der Verbalsyntax des Englischen und Deutschen. In: Moser, Hugo (Hg.): Probleme der kontrastiven Sprachwissenschaft. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1969). Düsseldorf, S. 70–81.
- Lang, Ewald (1996): Das Deutsche im typologischen Spektrum. Einführung in den Band. In: Lang/Zifonun (Hg.), S. 7–15.
- Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.) (1996): Deutsch typologisch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1995). Berlin/New York.
- Moser, Hugo et al. (1969): Geleitwort. In: Wissenschaftlicher Rat des IDS (Hg.), S. 7.
- Müller, Gereon/Gunkel, Lutz/Zifonun, Gisela (Hg.) (2004): Explorations in nominal inflection. (= Interface Explorations 10). Berlin.
- Nickel, Gerhard (Hg.) (1972): Fehlerkunde: Beiträge zur Fehleranalyse, Fehlerbewertung und Fehlertherapie. Berlin.
- Nickel, Gerhard (1980): Kontrastive Linguistik. In: Althaus, Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert E. (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Tübingen, S. 633–636.
- Schwinn, Horst/Augustin, Hagen (2007–2009): ProGr@mm – Propädeutische Grammatik des Instituts für Deutsche Sprache. Mannheim. Internet: www.ids-mannheim.de/progr@mm/ (Stand: 18.11.2011).
- Stickel, Gerhard (1996): Eröffnung der Jahrestagung 1995. In: Lang/Zifonun (Hg.), S. 1–3.

- Stickel, Gerhard (Hg.) (2001): Deutsch-japanische Kontraste. Vorstudien zu einer kontrastiven Grammatik. (= Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache 29). Mannheim.
- Wiese, Bernd (2009): Variation in der Flexionsmorphologie: Starke und schwache Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 166–194.
- Wiese, Bernd (2011): Optimal specifications: on case marking in Polish. In: Nolda, Andreas/Teuber, Oliver (Hg.): Syntax and morphology multi dimensional. (= Interface Explorations 24). Berlin/New York, S. 101–127.
- Wissenschaftlicher Rat des IDS (Hg.) (1969): Jahrbuch 1969. Probleme der kontrastiven Grammatik. (= Sprache der Gegenwart 8). Düsseldorf.
- Zifonun, Gisela (2001): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Pronomen. Teil I: Überblick und Personalpronomen. (= amades 4/01). Mannheim.
- Zifonun, Gisela (2007): Zur Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Pronomen. Teil IV: Indefinita im weiteren Sinne. (= amades 4/06). Mannheim.
- Zifonun, Gisela (2008): Kontrastive Grammatik und Typologie, am Beispiel des Vergleichs zwischen dem Deutschen und dem Rumänischen. In: Stănescu, Speranța/Engel, Ulrich (Hg.): Sprachvergleich – Kulturvergleich: Quo vadis, KGdR? München, S. 74–90.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7). Berlin/New York.
- Zemb, Jean-Marie (1978 und 1984): Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch. Comparaison de deux systèmes. [Mit Beiträgen einer Vielzahl von Autoren]. (= Vergleichende Grammatiken Bd. 1.1 und 1.2). Mannheim/Wien/Zürich.

Einleitung

Das Deutsche gehört zweifellos zu den am besten erforschten Sprachen der Welt (vgl. Eisenberg 2009, S. 78). Es stellt sich daher für den Grammatiker, speziell den Grammatikographen die Frage, auf welche Weise sich neue Erkenntnisse über die sprachlichen Strukturen des Deutschen gewinnen lassen. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen theoretischen und methodischen Standards in der allgemeinen und germanistischen Sprachwissenschaft scheinen zumindest zwei Wege nahezuliegen, die beide derzeit in längerfristig angelegten Projekten in der Abteilung Grammatik des Instituts für Deutsche Sprache verfolgt werden: ein strikt korpuslinguistischer und ein sprachvergleichender Zugang zur Grammatik des Deutschen.

Das Projekt „Korpusgrammatik – grammatische Variation im standard-sprachlichen und standardnahen Deutsch“ (www.ids-mannheim.de/gra/korpusgrammatik.html) ist auf eine korpusbezogene grammatische Beschreibung ausgerichtet und kann damit auch die grammatischen Varianten des Deutschen erfassen, die in einem für die gesprochene und/oder geschriebene Sprache hinreichend großen Textkorpus sichtbar werden.¹ Der wesentliche Erkenntnisgewinn eines solchen Zugangs besteht nicht nur in der Beschreibung einzelner Varianten, sondern auch in der Bestimmung ihrer Häufigkeit und Verteilung mit Blick auf Parameter wie Textsorte, Register und (großregionale) Varietät. Ein Modell für einen solchen grammatikographischen Ansatz bietet die Grammatik von Biber et al. (1999) zum Englischen.

Ziel des Projekts „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ (GDE; www.ids-mannheim.de/gra/eurostudien.html)² ist es, eine Grammatik des Deutschen aus einer sprachvergleichenden Perspektive zu erstellen, dabei aber die Beschreibung an einem sprachübergreifenden, typologischen „Raster grammatischer Optionen“ (Lang 1996, S. 8) zu orientieren. Ausgangspunkt – und Tertium Comparationis – bilden allgemeine, semantisch-pragmatische Funktionsbereiche oder funktionale Domänen, die sich bestimmten Teilbereichen der Grammatik zuordnen lassen; im Bereich der Grammatik des Nominals z.B. Referenz, Determination, Modifikation, Nomination und Begriffsbildung, im Bereich der Verb- und Satzgrammatik z.B. Prädikation, Illokution, Zeitbezug, Ereignisperspektivierung, Informationsstruktur und

¹ Grundlage ist das „Deutsche Referenzkorpus (DeReKo)“ am Institut für Deutsche Sprache (www.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/), das in Teilen über das Abfrageprogramm COSMAS II öffentlich zugänglich ist (www.ids-mannheim.de/cosmas2/).

² Vgl. aber auch die in der Abteilung angesiedelten Projekte „EuroGr@mm“ sowie „Sprachvergleich Deutsch-Portugiesisch: Konnektoren“.

Modalisierung. Sprachen variieren mit Blick auf die Realisierung und Ausdifferenzierung solcher Funktionsbereiche nicht beliebig; vielmehr zeigt sich, dass sich die Variation an bestimmten, typologisch nachgewiesenen Kategorieninventaren und Strukturmustern orientiert. Solche Varianzparameter betreffen z.B. die Ausdifferenzierung von Tempus- oder Aspektkategorien (Funktionsbereich: Zeitbezug bzw. Ereignisperspektivierung), die Formbedingungen referenzieller Ausdrücke (Funktionsbereich: Referenz), die lineare Flexibilität von Verbargumenten und -adjunkten (Funktionsbereich: Informationsstruktur) oder die Frage, ob die Bildung komplexer Begriffe durch Wortbildung oder syntaktische Verbindungen erfolgt (Funktionsbereich: Begriffsbildung). Eine Sprache aus dieser Perspektive grammatisch zu beschreiben, heißt dann in erster Linie, zu dokumentieren, welche spezifischen Varianzparameter für die ausgewählten funktionalen Domänen belegt werden.

Der Erkenntnisgewinn eines solchen, sprachvergleichenden Ansatzes zeigt sich auf unterschiedlichen Ebenen. Werden in Bezug auf einen grammatischen Teilbereich alle funktionalen Domänen und die dazugehörigen Varianzparameter erfasst, führt die Beschreibung idealiter zu einem typologischen Profil der Einzelsprache relativ zu dem betreffenden grammatischen Teilbereich. Aber auch, wenn man alle Aspekte ausklammert, die das Verhältnis einer Einzelsprache zu anderen Sprachen betreffen und nur die grundsätzlich eröffneten Optionen fokussiert, führt der Sprachvergleich zu relevanten Ergebnissen: Es zeigt sich ja nicht nur, welche grammatischen Optionen in einer Sprache möglich sind – diese Erkenntnis ließe sich theoretisch auch ohne Sprachvergleich erzielen – sondern auch, welche nicht möglich oder nur marginal sind oder welche stärker oder weniger stark grammatikalisiert sind. Diese Ergebnisse geben Aufschluss über wesentliche Bauprinzipien einer Sprache, weil die durch die Varianzparameter formulierten möglichen Kategorieninventare und Strukturmuster weder beliebig noch trivial, sondern typologisch abgesichert sind. Sie bilden daher die Grundlage zu relevanten, sprachsystembezogenen Generalisierungen über eine Einzelsprache, ohne die keine vollständige grammatische Beschreibung auskommt.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbands sind zum größten Teil dem zweiten hier skizzierten Weg der Grammatikforschung und -schreibung verpflichtet, indem sie Phänomene aller grammatischen Ebenen – von der Phonetik bis zur Semantik und Pragmatik – aus einer sprachvergleichenden Perspektive und unter Voraussetzung unterschiedlicher theoretischer Ansätze untersuchen. Sie sind diesem Weg nur zum größten Teil verpflichtet, da ein kleinerer Teil der Beiträge (Fabricius-Hansen/Ramm; Gast/Wiechmann; Kuhn) sich explizit auf korpuslinguistische Untersuchungen stützt bzw. die Einsatzmöglichkeiten von Korpora für den Sprachvergleich diskutiert und damit zeigt, dass beide Wege sich keineswegs ausschließen, sondern gewinnbringend zusammengeführt werden können.

Das Konzept der funktionalen Domäne, so wie es hier eingeführt und in der Sprachtypologie verwendet wird, bezieht sich auf sprachliche Einheiten, die bedeutungstragend sind. Ausgeschlossen sind damit Einheiten der Phonetik und Phonologie und der Graphematik, aber auch bestimmte flexionsmorphologische Elemente, denen in neueren Ansätzen kein Zeichencharakter zugesprochen wird (vgl. den Beitrag von Wiese). Die Tertia Comparationis solcher Einheiten sind unterschiedlicher Natur. Für die Phonetik und ggf. auch für die Graphematik lassen sich außersprachliche Tertia Comparationis mit Blick auf die physische Manifestation der betreffenden Einheiten, ihre sprachliche Produktion und ihre Wahrnehmung bestimmen. Für die Phonologie, Flexionsmorphologie und die (abstrakteren Ebenen der) Graphematik ist dies nicht möglich, aber auch für die Phonetik ist es nicht notwendig, wie der Beitrag von Žygis/Pompino-Marschall zeigt. In diesen Disziplinen werden gleichartige Elemente und Strukturkonfigurationen „direkt“ mit Blick auf ihre Ausprägung und Funktion im jeweiligen grammatischen Teilsystem verglichen.

Der folgende Überblick beginnt mit Beiträgen zu den Teilbereichen der Grammatik (Wortbildung, Syntax, Semantik, Pragmatik), deren Phänomen sich auf funktionale Domänen beziehen lassen und schließt mit Beiträgen zur Phonetik, Phonologie, Graphematik ab.

Der Beitrag von **König** zur Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik zeigt anhand verschiedener Phänomene, dass die Kontrastive Linguistik mit den anderen sprachvergleichenden Disziplinen vernetzt ist, aber ihr eigenes Profil als synchrone, auf umfassenden Vergleichen zwischen zwei oder einigen wenigen Sprachen beruhende, feinkörnige Analyseform wahren kann. Eine Beobachtung, die eine Verbindung zur Historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft herstellt, ist die einer Phasenverschiebung analoger historischer Prozesse in den Vergleichssprachen. So ist im Jiddischen die Neutralisierung des im Deutschen durch *hin* versus *her* ausgedrückten Kontrastes in der Perspektive schon vor vielen Jahrhunderten eingetreten, während sie im Deutschen etwa an *rüber*, das sowohl für *hinüber* als auch für *herüber* eingesetzt werden kann, erst in jüngster Zeit zu beobachten ist. Kontrastive Linguistik und Sprachtypologie können sich gegenseitig befruchten, insofern als die Kontrastive Linguistik auf die Einordnung ihrer Beobachtungen in den von der Sprachtypologie bereitgestellten Rahmen angewiesen ist, aber auch durch die Befunde des Vergleichs von einzelnen Sprachsystemen umfassende typologische Untersuchungen erst angestoßen werden. Ein Beispiel für diese zweite weniger selbstverständliche Richtung des Austauschs zwischen den Disziplinen ist der Phänomenbereich der Exklamativsätze. Die kontrastive Analyse, etwa zwischen dem Englischen und dem Deutschen, deckt hier zahlreiche divergente Konstruktionstypen auf wie etwa in dt. *Dass ich das noch erleben kann!* oder *Wie intelligent diese Frau ist!* Bei einer systematischen typologisch ausgerichteten Studie ist

dann u.a. der aus dem Sprachvergleich erwachsenen These nachzugehen, Exklamativsätze seien in der Regel durch „Insubordination“ zustande gekommene Spezialfälle der zugrundeliegenden deklarativen, interrogativen oder imperativen Satzmodi.

Die Beiträge von **Stolz** und **von Heusinger** machen deutlich, dass bestimmte semantische Funktionsbereiche in einer Sprache stärker oder schwächer ausdifferenziert sein können. **Stolz** zeigt, dass der Ausdruck von Possession sprachübergreifend gewisse „Spaltungen“ (*splits*) aufweist, von denen der Alienabilitätssplit, also die formale Unterscheidung von veräußerlichem und unveräußerlichem Besitz, die bekannteste Ausprägung darstellt. Diese Spaltung ist in europäischen Sprachen nicht prominent, ist aber immerhin im Maltesischen sowie im Italienischen, Albanischen und Georgischen, daneben auch in den inselskandinavischen Sprachen Isländisch und Färöisch belegt. Während etwa im Italienischen nur die Verwandtschaftsbezeichnungen als unveräußerliche Possessa besondere Privilegien genießen, spielen im nordgermanischen Raum die Körperteilbezeichnungen eine ausgezeichnete Rolle. Das Deutsche hingegen verhält sich eher „nivellierend“ gegenüber möglichen Distinktionen im Possessionssystem.

Von Heusinger zeigt in seiner Studie am Beispiel des Determinationssystems, dass im Zuge der Sprachentwicklung bisher nicht existente Differenzierungen neu herausgebildet werden können. Während auch in der neueren Grammatikschreibung davon ausgegangen wird, dass das standardsprachliche Deutsch nur über den indefiniten Artikel *ein* zum Ausdruck von Indefinitheit in der NP verfügt, kann an Korpusdaten gezeigt werden, dass zwei Demonstrativa neuerdings, mindestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts, indefinite Verwendungen haben. Es handelt sich um das adnominale individuenbezogene Demonstrativum *dies* und den Ausdruck *son*, der auf der Verbindung des eigenschaftsbezogenen Demonstrativums *so* mit dem enklitisch angebondenen indefiniten Artikel *n* beruht. Beide haben stärkere Referenzeigenschaften im Hinblick auf Referentialität, Spezifität und Diskursprominenz als indefinites *ein*. Indefinite Verwendung entsprechender Ausdrücke kann auch für zahlreiche andere Sprachen nachgewiesen werden, nicht nur für engl. *this*, das häufig als Vorbild für den indefiniten Gebrauch von deutsch *dies* betrachtet wird.

Im Beitrag von **Péteri** wird deutlich, dass die Realisierung bestimmter Funktionsbereiche in einer Sprache in hohem Maße grammatisch determiniert sein kann, während sie in anderen Sprachen pragmatischen Bedingungen unterliegt. Péteri vergleicht die Satztopologie des Ungarischen und des Deutschen, vor allem im Hinblick auf die Kodierung von Satztypinformationen. Im Deutschen ist die Stellung des Finitums in V1- und V2-Sätzen bekanntlich eng mit dem Satztyp korreliert, in der Weise, dass V2-Sätze im Normalfall den Deklarativsatztyp vertreten. Auch die Serialisierung im ungarischen Satz wird nach Péteri, anders als herkömmlich angenommen,

durch den Verbalkomplex in der virtuellen Satzmitte bestimmt. Auf diese Weise ergibt sich mit dem Satzsegment vor dem Verbalkomplex ein Analogon zum deutschen Vorfeld, mit dem nach dem Verbalkomplex ein Analogon zum Nachfeld, insofern als diese Aufteilung in beiden Sprachen der Hintergrund-Vordergrund-Distinktion entspricht. Bei dieser Schweise ergeben sich auch deutliche Parallelen im Hinblick auf das Verhältnis von Topologie und Satztypmarkierung. Beim deutschen Entscheidungsfragesatz etwa steht das Finitum in der Erstposition, im Ungarischen ist die Erstposition des gesamten Verbalkomplexes für diesen Satztyp charakteristisch. Allerdings ist im Ungarischen, nach dem Befund der Auswertung eines Vergleichskorpus, auch eine Topikphrase an Erstposition durchaus gängig. Das hieraus zu ziehende Fazit ist nun, dass bei zugrunde liegender funktionaler Ähnlichkeit die Bindung an eine feste grammatische Kodierungsform im Ungarischen in diesem Phänomenbereich weniger stark ist als im Deutschen.

Der Beitrag von **Schroeder** zu ereignisinternen Adjunkten im deutsch-türkischen Sprachvergleich liefert einen weiteren Phänomenbereich, bei dessen ausdrucksseitiger Kodierung das Deutsche im Vergleich zu einer Kontrastsprache zu weniger expliziten Formen tendiert. Ereignisinterne Adjunkte werden im Deutschen übergreifend für die verschiedenen funktionalen Typen präferiert durch unflektierte Adjektiv- bzw. Partizipialphrasen ausgedrückt. Dies gilt zum Beispiel für den referentenorientierten Typ wie in *Er geht vernügt nach Hause*, den aktivitätsorientierten Typ wie in *Peter schreibt sorgfältig* und den umstandsorientierten Typ wie in *Hans verpflichtet sich schriftlich*. Daneben sind z.T. typabhängig auch andere Ausdrucksformen möglich, wie etwa beim referentenorientierten Typ eine phrasale Explizitform mit umschreibendem Nomen als Kern wie in *Er warf in alkoholisiertem Zustand die Scheibe ein*. Auch im Türkischen gibt es eine ganze Palette von Ausdrucksformen für ereignisinterne Adjunkte. Unter diesen nehmen jedoch Explizitphrasen mit den Entsprechungen für *Zustand*, *Form*, *Haltung* usw. als nominalem Kern eine hervorragende Position ein. Während die Wahl solcher Formen im Deutschen stilistisch motiviert ist, ist sie im Türkischen in der Regel grammatisch motiviert die einzige Realisierungsform. Schroeder stellt diesen Kontrast in den Kontext eines breiteren typologischen Vergleichs zwischen den beiden Sprachen, bei dem dieser als eine spezifische Instanz allgemeinerer Strukturprinzipien interpretiert wird. Er stellt dabei zwei typologische Korrelate dieses spezifischen Kontrastes heraus: ein morphosyntaktisches und ein lexikalisch-semantisches. Das morphosyntaktische Korrelat besteht darin, dass das Türkische zu den Sprachen gehört, bei denen zwischen der formalen Realisierung von Adjunkten in der Nominalphrase und im Satz (bzw. der Verbalphrase) vergleichsweise strikt getrennt wird, während das im Deutschen nicht der Fall ist. Dies korreliert mit der weitgehenden Unzulässigkeit satz- und damit ereignisbezogener Adjektive, da Adjektive der nominalen Domäne zugewiesen sind.

Während in den Untersuchungen von Stolz, von Heusinger, Péteri und Schroeder von Funktionsbereichen ausgegangen und nach den Unterschieden in den einzelsprachlichen Kodierungssystemen gefragt wird, wählt eine Reihe von Beiträgen den umgekehrten Weg: Für bestimmte formale Muster wird gezeigt, dass diese in einigen Sprachen weitere funktionale Spektren haben als in anderen oder dass sie in einigen Sprachen eher als dominant, in anderen eher als marginal zu bewerten sind.

Gast/Wiechmann untersuchen die Verwendung von *w(b)*-Cleftsätzen (vgl. *Was wir brauchen ist Dezentralisierung*) im Deutschen und Englischen auf der Grundlage des Europarl-Korpus. In einer quantitativen Studie stellen sie zunächst ein signifikantes Übergewicht der englischen gegenüber den deutschen *w(b)*-Cleftsätzen fest. Um diesen Unterschied erklären zu können, unterscheiden sie vier Faktoren, durch die die Bildung eines *w(b)*-Cleftsatzes motiviert sein kann: (i) lineare Synchronisierung von Informationsstruktur und Syntax, (ii) strukturelle Trennung von Quaestio und Responsio, (iii) Trennung von propositionalem Gehalt und Äußerungskommentar (Ebentrennung), (iv) Rechtslastigkeit (alias Behaghels *Gesetz der wachsenden Glieder*). Die Kernmotivation sehen sie in (ii), dies ist der Faktor, durch den die meisten deutschen *w*-Cleftsätze motiviert sind. Anders als im Englischen können im Deutschen die strukturellen Effekte (i), (iii) und (iv) auch ohne *w*-Cleftsatzbildung erzielt werden, nämlich durch entsprechende Vorfeldbesetzung. Als entscheidender struktureller Unterschied zwischen dem Englischen und Deutschen erweist sich die Satzstruktur, z.B. die V2-Struktur im Deutschen und die relative Freiheit bei der Besetzung des Vorfelds. Sieht man wie Gast/Wiechmann in Faktor (ii), der strukturellen Trennung von Quastio und Responsio, die Kernmotivation, lässt sich der Einsatz der *wb*-Cleftsätze im Englischen zur Realisierung der übrigen strukturellen Effekte sprachhistorisch als ein Fall von *Exaptation* verstehen: Der Anwendungsbereich eines formalen Mittels wird um andere Funktionsbereiche erweitert.

In dem Beitrag von **Molnár** geht es um das funktionale Spektrum einer bestimmten Struktureigenschaft von Sätzen, nämlich der linken Satzperipherie, und der Frage, welche Teilbereiche dieses Spektrums in unterschiedlichen Sprachen realisiert werden. Molnár argumentiert zunächst dafür, die informationsstrukturelle Funktion der linken Satzperipherie in der Markierung von Diskurskohärenz zu sehen. Sie zeigt, dass sowohl (bestimmte) topikale als auch (bestimmte) kontrastive Informationseinheiten der Herstellung von Diskurskohärenz dienen. Für topikale Einheiten gilt das dann, wenn sie nicht rhematisch sind („continuous/given topic“), für kontrastive, wenn die durch den Kontrast implizierte Alternativenmenge kontextuell restringiert ist („contrastive topic/focus“). Beide Einheiten sind entsprechend durch ein Kohärenzmerkmal (C-Merkmal) indiziert, erstere mit dem Merkmal [+C-Kontinuität], letztere mit dem Merkmal [+C-Kontrast]. Konstituenten, die informationsstrukturell als „new topics“ oder als „informa-

tion focus“ figurieren, tragen dagegen das Merkmal [-C]. Sprachen unterscheiden sich nun darin, in welchem Maße diese Merkmale für die Besetzung der linken Peripherie relevant sind: Im Französischen und Schwedischen können nur Konstituenten mit dem Merkmal [+C-Kontinuität] in dieser Position stehen, im Finnischen und Russischen auch solche mit dem Merkmal [+C-Kontrast] und schließlich im Englischen, Deutschen und Ungarischen auch Konstituenten mit dem Merkmal [-C]. Ordnet man diese Sprachen auf einer Skala an, die den Grad der informationsstrukturellen Beschränktheit der linken Peripherie abbildet, so erweisen sich das Französische als am stärksten, das Deutsche und Ungarische als am wenigsten beschränkt.

Auch im Bereich der Wortbildung, also des Lexikons, lassen sich, etwa wenn man nah verwandte Sprachen in den Blick nimmt, formale Muster direkt kontrastieren. Der Beitrag von **Hüning** untersucht exemplarisch die etymologisch verwandten Adjektivaffixe dt. *-haft* und nld. *-achtig*. Beide sind polyfunktional und verbinden sich produktiv mit Substantivstämmen wie in *flegelhaft* – *vlegelachtig*. Deadjektivische Ableitungen hingegen sind im Deutschen im Gegensatz zum Niederländischen kaum vorhanden; die deverbale Ableitung spielt in beiden Sprachen nur eine marginale Rolle. Im denominalen Bereich weisen die beiden Sprachen im Zuge der generell bei Derivation zu beobachtenden „semantischen Fragmentierung“ unterschiedliche Produktivitätsinseln auf. Dt. *-haft* ist im Muster der Vergleichsbildungen wesentlich beschränkter als die niederländische Entsprechung: Nur bei Personenbezeichnungen ist es produktiv, im Niederländischen finden sich dagegen auch Neubildungen wie *een melkachtige smaak* gegenüber *??ein milchhafter Geschmack*.

Der Beitrag von **Gunkel/Schlotthauer** untersucht die Strategien, durch die adnominale lokale und temporale Adverbien, deren prototypische Domäne die Verbalphrase oder der Satz ist, an einen nominalen Kopf attribuiert werden können. Die Vergleichssprachen des GDE-Projekts, auf das sich die Autoren beziehen, verfügen insgesamt über ein ganzes Spektrum von Möglichkeiten, darunter die Juxtaposition wie in *der Vortrag gestern*, die Anbindung durch eine formale Präposition wie in *der Vortrag von gestern* sowie die Adjektivierung wie in *der gestrige Vortrag*. Von diesen drei Verfahren ist die Juxtaposition z.B. im Ungarischen nahezu ausgeschlossen, im Polnischen und Französischen dispräferiert. Adjektivierung ist im Polnischen, noch stärker im Ungarischen das dominante Verfahren; das Französische bevorzugt die Anbindung mit der formalen Präposition *de*, während die germanischen Vergleichssprachen Englisch und Deutsch alle drei Verfahren nutzen. Ungeachtet dieser Differenzen zwischen den Sprachen scheinen mit den Verfahren sprachübergreifend semantische Werte verbunden zu sein, die sie bei intralingualer Konkurrenz voneinander unterscheiden. Adjektivierung und formale Anbindung kodieren eher „persistente“ und „oppo-

sitive“ temporale bzw. lokale Eigenschaften, während bei Juxtaposition gegebenenfalls die für das Adverb typische, auf dessen deiktischem oder perspektivischem Gehalt beruhende Situationsbezogenheit erhalten bleibt.

Die Frage nach der Dominanz und Marginalität bestimmter formaler Muster wird auch in den Beiträgen von **Blühdorn** und **Fabricius-Hansen/Ramm** thematisiert.

Blühdorn behandelt satz- und verbgruppenbezogene Adverbialia, die selbst einen verbalen Kern besitzen, also satzförmig oder satzwertig sind, im Vergleich zwischen dem Deutschen und den beiden romanischen Sprachen Italienisch und Portugiesisch. Das Ausdrucksrepertoire reicht hier von Sätzen, die gegebenenfalls durch einen Subjunktor (wie dt. *weil, während*) eingeleitet sein können, über Partizipial- und Gerundialgruppen, die ebenfalls mit und ohne Subjunktor vorkommen, bis zu Infinitivkonstruktionen mit und ohne Einleitungselement. In den beiden romanischen Sprachen wird dieses Spektrum jedoch breiter genutzt als im Deutschen, das neben der prototypischen Realisierungsform Adverbialsatz mit Subjunktor nur marginal uneingeleitete Adverbialsätze und (in der Regel uneingeleitete) adverbiale Partizipialkonstruktionen sowie die Infinitivkonstruktionen mit den Einleitern *um, ohne* und (*an*)*statt* kennt. Gerundialkonstruktionen sind dem Deutschen fremd. Auch ist es im Deutschen weitgehend unmöglich, bei infinitem Prädikatsverb, also Partizip oder Infinitiv, ein Subjekt zu realisieren, während dies vor allem im Portugiesischen durchaus möglich ist. Man kann daraus schließen, dass im Deutschen finite und infinite Konstruktionsform strikter geschieden sind als in den romanischen Sprachen. Besonders augenfällig wird die graduelle Abstufung an der Existenz von nach Person und Numerus flektierenden Infinitiven im Portugiesischen.

Auch in dem Beitrag von **Fabricius-Hansen/Ramm** werden zwei auf Parallelkorpora zum Deutschen, Norwegischen sowie teilweise dem Englischen und Französischen basierende Studien zur Satzverbindung vorgestellt. Die eine Studie behandelt den komitativen Satzeinleiter *wobei* und seine Wiedergabe im norwegischen Paralleltext. Hier ist es das Deutsche, das mit diesem transparenten Präpositionaladverb eine Ausdrucksmöglichkeit bereitstellt, die in der Vergleichssprache so nicht gegeben ist. Die zweite Studie befasst sich mit den sprachlichen Verfahren zur Elaborierung von Ereignisbeschreibungen, für die intra- und interlingual eine Vielfalt von Konstruktionstypen genutzt wird. Der Fokus liegt hier auf den „mit-Sätzchen“ (wie in dt. *Er stand da mit dem Glas in der Hand*). Diese Realisierungsform scheint im Deutschen gegenüber Absolutkonstruktionen (*Er stand da, das Glas in der Hand*) anders als im Norwegischen weniger präferiert zu sein. Sowohl die syntaktische und semantische Struktur des Konstruktionstyps als auch ihr spezifischer prosodisch-informationsstruktureller Status bedürfen weiterer Forschung, vorzugsweise anhand ausgehnter Parallelkorporauntersuchungen.

Im Beitrag von **Kuhn** wird am Beispiel von Cleftsätzen (vgl. *Es sind die jungen Menschen, die abwandern*) im Deutschen und Englischen gezeigt, wie neuere computerlinguistische Verfahren für die sprachvergleichende Grammatikforschung eingesetzt werden können. Syntaktisch unannotierte Korpora lassen sich zwar mithilfe regulärer Ausdrücke durchsuchen, doch ist dieses Verfahren – jedenfalls bei komplexen Konstruktionen wie den Cleftsätzen – häufig mit hohen Fehlerquoten behaftet. Ein effizientes Verfahren stellt der Einsatz von statistischen Parsern zur automatischen syntaktischen Annotation dar. Solche Parser werden zunächst anhand von syntaktisch handannotierten Korpora – so genannten Baumbanken – „trainiert“ und anschließend auf umfangreiche Korpora angewendet, die dann mithilfe syntaktischer Ausdrücke durchsucht werden können. Auch dieses Verfahren garantiert keine hundertprozentige Identifikation der Zielstrukturen; dennoch sind hier die Fehlerquoten wesentlich geringer als bei Suchanfragen mit regulären Ausdrücken. Für Parallelkorpora lässt sich die automatische syntaktische Annotation mit dem Verfahren der statistischen Wortalignierung kombinieren, bei dem für jeden Satz angegeben wird, welche Wörter der einen Sprache die (wahrscheinlichen) Übersetzungsäquivalente der anderen sind. Sucht man in der einen Sprache nach einer komplexen Konstruktion (z.B. einem Cleftsatz), erhält man qua Alignierung die Entsprechung in der anderen als strukturierten Ausdruck. Dadurch lassen sich auf einfache Weise unterschiedliche Funktionsspektren komplexer Konstruktionen in verschiedenen Sprachen erfassen.

Dass im Deutschen anders als in anderen Sprachen schnittstellenübergreifende Prozesse zugelassen sind, zeigt **Cabredo Hoffherr** in ihrem Beitrag zu den Verschmelzungsformen von Präposition und Artikel im Deutschen und Französischen. Beiden Sprachen ist gemein, dass die jeweils betrachteten Verschmelzungsformen (dt. *am, ans, beim, im, ins, vom, zum, zur*, frz. *au, aux, du, des*) nicht das Ergebnis eines rein phonologischen Prozesses sein können, da die Verschmelzung in bestimmten Fällen blockiert ist: So kann im Deutschen nicht mit einem Relativpronomen verschmolzen werden (*das Haus, in dem/*im Fritz wohnt*), im Französischen nicht mit einem Personalpronomen (*Elle a peur de le/*du mettre*). In beiden Sprachen handelt es sich um einen Fall von Allomorphie. Im Deutschen verhalten sich die Verschmelzungsformen jedoch in syntaktischer Hinsicht nicht anders als entsprechende, nicht-verschmolzene Abfolgen aus Präposition und Artikel. Insbesondere kann im Deutschen bei Koordination eine von zwei gleichen Präpositionen selbst dann weggelassen werden, wenn sie (morphologischer) Bestandteil einer Verschmelzung ist (*beim Verfassungsschutz und der Polizei*); während diese Möglichkeit im Französischen nicht gegeben ist (**au père et la mère*). Es zeigt sich damit, dass die Verschmelzungen im Deutschen grundsätzlich für syntaktische Prozesse zugänglich sind und – derivationell gesprochen – als Allomorphe erst nach Abschluss aller syntaktischen Prozesse eingesetzt werden.

Wiese geht in seinem Beitrag dem Status von Deklinationsklassen bei den deutschen Substantiven nach. Auch hier erweist sich der Sprachvergleich als erhellend, insofern als er Ansatzpunkte für ein neues Verständnis der deutschen Substantivflexion bereitstellt, die durch die zahlreichen konkurrierenden Systematisierungsversuche mittels Deklinationsklassen noch unzureichend erklärt erscheint. Wiese stellt beim Vergleich der Substantivflexion des Lateinischen, des Ungarischen, Italienischen und Polnischen trotz des Flexionsabbaus im Verhältnis Lateinisch – Italienisch und trotz des Unterschieds zwischen dem agglutinierenden ungarischen und fusionierenden Systemen gleichermaßen variierende Grade von „Paradigmenvielfalt“ beim Substantiv fest. Nur im Falle des Lateinischen sei dies jedoch der Existenz unterschiedlicher Deklinationsklassen im kanonischen Sinne geschuldet. Im Polnischen mit seiner differenzierten Substantivflexion hingegen existieren nicht unterschiedliche klassenspezifische Sätze von Flexiven, wie es für ein System mit Deklinationsklassen charakteristisch ist, sondern die Flexive entstammen einem paradigmengreifenden Inventar. Das deutsche System ergibt sich aus der Unterscheidung zwischen Stammformen, die nicht kasuspezifisch sind und die im Bereich der starken Flexion als Numerus-Stammformen zu betrachten sind (vgl. Singular-Stammform *Mann* versus Pluralstammform *Männer*) und genau zwei Suffixen für Flexionsformen, nämlich *-(e)s* und *-(e)n*. Die Stammformenbildung erfolgt nach den Stammklassen stark und schwach, sowie bei den starken mit einer Differenzierung in drei Unterklassen. Im Hinblick auf diese Klassifikation kann für das Deutsche von Deklinationsklassen gesprochen werden. Diese Art der Klassenbildung ist aber von den lateinischen Deklinationsklassen denkbar weit entfernt.

Fuhrhop/Barghorn widmen sich in ihrem Beitrag dem englischen und deutschen Schriftsystem und untersuchen die Distribution und Funktion der Schreibdiphthonge und Doppelkonsonanten. Schreibprinzipien sind auf unterschiedliche Ebenen des Sprachsystems bezogen; sie können phonologisch, morphologisch, syntaktisch oder auch „innergraphematisch“ motiviert sein. Unterschiede zwischen beiden Sprachen treten zwar auf allen Ebenen, aber in unterschiedlichem Maße auf. Innergraphematisch geregelt ist jeweils die Zusammensetzung der Schreibdiphthonge, indem es für die erste und die zweite Position jeweils typische Bestandteile gibt. Unterschiedlich sind die Inventare der Bestandteile und deren kombinatorische Beschränkungen. Im Deutschen kombinieren die beiden ersten mit den beiden zweiten Bestandteilen (<ai>, <au>, <ei>, <eu>). Das kennzeichnende Merkmal der englischen Kombinatorik ist dagegen die Ausrichtung auf |a|: In der ersten Position kombiniert es mit den beiden typischen Zweitbestandteilen (<ea>, <oa>), in der zweiten mit den beiden typischen Erstbestandteilen (<au>, <ai>). Die Diphthongschreibung ist in beiden Sprachen auch durch silbische und suprasegmentale Prinzipien geregelt, im

Englischen aber wesentlich weniger als im Deutschen durch Bezug auf die segmentale Ebene, da viele Schreibdiphthonge des Englischen nicht für Sprechdiphthonge stehen. Die Doppelkonsonantenschreibung ist im Deutschen explizit nach dem suprasegmentalen Prinzip geregelt, implizit aber auch morphologisch. Im Englischen kann die Doppelkonsonantenschreibung dagegen nur für kanonische FüÙe phonographisch motiviert werden, für nicht-kanonische muss zusätzlich eine morphologische Bedingung erfüllt sein. Gemeinsam ist beiden Sprachen also der Bezug auf die morphologische Struktur.

Raffelsiefen behandelt die Frage, wie der palatale Approximant sowie die Zweitbestandteile der schließenden Diphthonge im Deutschen phonologisch zu werten sind. Die Einbeziehung sprachvergleichender Daten aus dem Englischen und Deutschen liefert dabei neue Argumente für die Richtigkeit der bislang wenig beachteten Analyse der fraglichen Laute als Allophone der hohen gespannten Vokale /i/ und /u/. Die Allophonie ist prosodisch bedingt, wobei /i/ als einziges Phonem in sämtlichen Silbenpositionen auftritt. Vor Vollvokal erscheint /i/ im Ansatz und wird als Approximant realisiert (wie in /ia/ *ja*), in anderen Kontexten erscheint /i/ als Nukleus (z.B. /ni/ *nie*) oder als Koda (vgl. /hai/ *Hai*, /hoi/ *Heu*); /u/ tritt nur im Nukleus und in der Koda auf (vgl. /u/ *Schuh*, bzw. /hau/ *Hau*). Alle übrigen Vokale sind aufgrund ihrer noch höheren Sonorität auf den Nukleus beschränkt. Diese Generalisierungen stimmen damit überein, dass /i/ auch in den Kontrastsprachen als am wenigsten sonorer Vokal erscheint, der entsprechend am ehesten auch in Silbenrandpositionen zugelassen ist. Der Nutzen des Sprachvergleichs zeigt sich weiter in der Evidenz für weitere Markiertheitsbeschränkungen, die für den Nachweis der silbenstrukturell bedingten Allophonie wesentlich sind. So ähneln sich nicht nur die Bedingungen, unter denen die hohen Vokale in Randpositionen auftreten, auch die daraus folgenden Neutralisationserscheinungen, insbesondere der eingeschränkte Kontrast im Nukleus vor hohen Vokalen in der Koda, zeigen erhebliche übereinzelsprachliche Übereinstimmungen.

Żygis/Pompino-Marschall widmen sich in einer signalphonetischen Analyse dem Phänomen der glottalen Markierung vokalinitialer Wörter im Polnischen und Deutschen. Datengrundlage bildet eine Auswahl öffentlicher Reden von jeweils drei prominenten Sprechern. Im Deutschen treten glottale Markierungen generell häufiger auf als im Polnischen. Zudem werden hier Inhaltswörter häufiger markiert als Funktionswörter und betonte Silben häufiger als unbetonte, während im Polnischen Wortart und Betonung keinen Einfluss auf die Auftretenshäufigkeit glottaler Markierungen haben. Umgekehrt ist für das Polnische im Gegensatz zum Deutschen die Position des Wortes innerhalb einer Phrase signifikant: Hier werden initiale Wörter eher markiert als nicht-initiale. Żygis/Pompino-Marschall schlagen vor, diese Unterschiede mit der unterschiedlichen Wortakzentsetzung in

beiden Sprachen zu korrelieren: Im Deutschen ist die Position des Wortakzents frei, so dass die Glottalisierung betonter Silben zu deren Markierung beiträgt. Im Polnischen fällt der Wortakzent dagegen stets auf die vorletzte Silbe, die Position ist somit vorhersagbar und bedarf keiner zusätzlichen Markierung. Dass die initiale Glottalisierung im Deutschen zur Markierung von Wörtern, im Polnischen dagegen zur Markierung von Phrasen verwendet wird, deutet auf einen typologischen Unterschied zwischen den beiden Sprachen in der Bedeutung dieser beiden prosodischen Domänen hin.

Die Reihenfolge der Beiträge im Band orientiert sich weitgehend an der traditionellen Anordnung der grammatischen Ebenen. Nach dem einführenden Beitrag von König und der typologischen Studie von Stolz folgen Beiträge zur Phonetik (Żygis/Pompino-Marschall), Phonologie (Raffelsiefen), Graphematik (Fuhrhop/Barghorn), Wortbildung (Hüning), Flexionsmorphologie (Wiese), Syntax/Semantik (Cabredo Hofherr, Schroeder, Gunkel/Schlotthauer; Blühdorn; Gast/Wiechmann) und Semantik/Pragmatik (Péteri; Mólnar; von Heusinger). Zwei korpuslinguistische Studien (Fabricius-Hansen/Ramm; Kuhn) schließen den Band ab.

Wir möchten uns herzlich bei allen Kolleginnen und Kollegen bedanken, die einen Teil der Beiträge für uns begutachtet haben: Carsten Breul, Caren Brinckmann, Dániel Czicza, Martine Dalmas, Stefan Th. Gries, Markus Hiller, Sebastian Kürschner, Marc Kupietz, Jörg Meibauer, José Pinto de Lima, Sueda Özbent, Marc van Ostendorp, Beatrice Primus, Renate Raffelsiefen, Esther Ruigendijk, Susan Schlotthauer, Renata Szczepaniak und Anna Volodina.

Literatur

- Biber, Douglas et al. (1999): Longman grammar of spoken and written English. Harlow.
- Eisenberg, Peter (2009): Schweigt stille, plaudert nicht. Der öffentliche Diskurs über die deutsche Sprache In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin/New York, S. 70–87.
- Lang, Ewald (1996): Das Deutsche im typologischen Spektrum. Einführung in den Band. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch – typologisch. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1995). Berlin/New York, S. 7–15.

Ekkehard König

Zur Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik innerhalb der vergleichenden Sprachwissenschaft¹

Abstract

Das Programm der Kontrastiven Linguistik wurde in den sechziger und siebziger Jahren mit der Zielsetzung formuliert, durch systematische Einbeziehung von Gemeinsamkeiten und Kontrasten zwischen Muttersprache und zu erlernender Fremdsprache den Fremdsprachenunterricht effektiver zu gestalten. Nach einigen Jahren enthusiastischer Aufnahme und Bearbeitung setzte jedoch eine allgemeine Ernüchterung und Enttäuschung ein, so dass dieses Programm eher eine bescheidene Randexistenz im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft führte und erst in den letzten Jahren unter etwas veränderten Vorzeichen wieder aufgenommen wurde. Drei Gründe waren meiner Meinung nach für diese Desillusionierung verantwortlich: (a) Die Kontrastive Linguistik wurde als Theorie des Zweitspracherwerbs gesehen und somit mit völlig unrealistischen Erwartungen verknüpft. (b) In der Erstellung der deskriptiven Grundlagen dieses Programms, d.h. in der Erstellung umfassender vergleichender Grammatiken für relevante Sprachenpaare, wurden nur wenig überzeugende Fortschritte gemacht. (c) Es fehlte eine Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft, aus der deutlich hervorgeht, was die Möglichkeiten und Grenzen dieses Typs von Sprachvergleich sind. Nachdem sich heute die Situation bezüglich der beiden ersten Punkte erheblich verbessert hat (u.a. auch durch einschlägige Arbeiten des IDS), widme ich mich in meinem Beitrag dem dritten Punkt: Durch eine systematische Gegenüberstellung der Kontrastiven Sprachwissenschaft mit den anderen Spielarten der vergleichenden Sprachwissenschaft sollen die Erkenntnismöglichkeiten und Grenzen der verschiedenen Ansätze zum Vergleich von Sprachen bestimmt werden, so dass die Kontrastive Linguistik durch diese Gegenüberstellung klare Konturen erhält. Im Rahmen dieser Gegenüberstellung wird eine Vielzahl von Beobachtungen zum Deutschen aus der Sicht des Englischen und anderer Sprachen gemacht. Für die Kontrastive Linguistik (KL) ergibt sich abschließend das folgende Profil:

- **Synchronie:** Die KL ist primär synchron orientiert
- **Granularität:** Ihr Gegenstand sind feinkörnige Beobachtungen zu Kontrasten zwischen Sprachen
- **Skopus:** Die KL beschäftigt sich vor allem mit umfassenden Vergleichen von Sprachenpaaren.
- **Perspektivierung:** Ihr Mehrwert besteht u.a. darin, dass eine Sprache aus der Perspektive einer anderen beschrieben wird. Aus dieser Perspektivenwahl ergeben sich neue Beobachtungen.
- **Zielsetzung:** Ihre Zielsetzung sind weitreichende, falsifizierbare Verallgemeinerungen über Kontraste. Die Wahl eines theoretischen Rahmens ist sekundär.

¹ Für anregende Kritik und Verbesserungsvorschläge bedanke ich mich bei den Herausgebern und allen, die mit dieser Aufgabe betraut wurden.

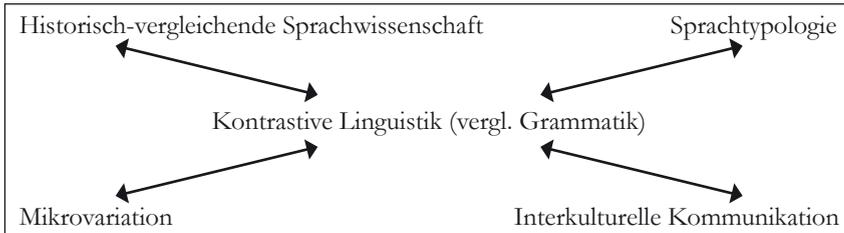
1. Einleitung

Anliegen des vorliegenden Aufsatzes ist es, den Stellenwert der Kontrastiven Sprachwissenschaft innerhalb der vergleichenden Sprachwissenschaft zu bestimmen mit der Zielsetzung, durch eine solche Standortbestimmung die Möglichkeiten und Grenzen eines bilateralen Sprachvergleichs zu erfassen. Dabei subsumiere ich unter dem Namen „Kontrastive Sprachwissenschaft“ alle synchron orientierten Untersuchungen, in denen zwei, manchmal auch drei oder vier Sprachen verglichen werden, d.h. auch alle Forschungsprogramme, die unter den Bezeichnungen „konfrontative Sprachwissenschaft“, „vergleichende Grammatik“ oder „Grammatiken im Vergleich“ durchgeführt werden oder durchgeführt worden sind. Somit ist auch das IDS-Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ ein wesentlicher Bezugspunkt für meine Diskussion.

Das Programm der „Kontrastiven Linguistik“ im engeren Sinn des Wortes wurde in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit der Zielsetzung formuliert, durch systematische Einbeziehung von Gemeinsamkeiten und Kontrasten zwischen Muttersprache und zu erlernender Fremdsprache den Fremdsprachenunterricht effektiver zu gestalten (vgl. Aarts 1981; Alatis (Hg.) 1968). Nach einigen Jahren enthusiastischer Aufnahme und Implementierung dieses Programms setzte jedoch eine allgemeine Ernüchterung und Enttäuschung ein, so dass die Kontrastive Linguistik eher eine bescheidene Randexistenz im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft führte und erst in den letzten Jahren unter etwas veränderten Vorzeichen und manchmal auch anderen Bezeichnungen wieder aufgenommen wurde. Drei Gründe waren meiner Meinung nach für diese Desillusionierung verantwortlich:

- a) Die Kontrastive Linguistik wurde als Theorie des Zweitspracherwerbs gesehen und somit mit völlig unrealistischen Erwartungen verknüpft, die früher oder später enttäuscht werden mussten.
- b) In der Erstellung der deskriptiven Grundlagen dieses Programms, d.h. in der Erstellung umfassender vergleichender Grammatiken für relevante Sprachenpaare, wurden nur wenige überzeugende Fortschritte gemacht. Umfassendere Untersuchungen zum Englischen und Deutschen z.B. (Kufner 1962) enthielten zum großen Teil allgemein bekannte, elementare Beobachtungen.
- c) Es fehlte eine Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft, aus der deutlich hervorgeht, was die Möglichkeiten und Grenzen dieses Typs von Sprachvergleich sind.

Nachdem sich heute die Situation bezüglich der beiden ersten Punkte erheblich verbessert hat (vgl. Wienold 1973; König/Gast 2009; Hawkins/Filipović ersch.demn.), u.a. auch durch einschlägige Arbeiten des IDS, widme ich mich in meinem Beitrag ausschließlich dem dritten Punkt: Durch eine systematische Konfrontation der Kontrastiven Sprachwissenschaft mit den anderen Spielarten der vergleichenden Sprachwissenschaft sollen die Erkenntnismöglichkeiten und Grenzen der verschiedenen Ansätze zum Vergleich von Sprachen bestimmt werden. Der Raum der Diskussion lässt sich in etwa durch folgendes Diagramm abstecken:



Im Rahmen dieser Diskussion soll eine möglichst große Zahl von z.T. neuen Beobachtungen über Kontraste zwischen dem Deutschen und anderen europäischen Sprachen identifiziert und kurz diskutiert werden. Detaillierte Diskussionen der angesprochenen Phänomene sind in diesem Rahmen natürlich nicht möglich.

2. Attributive Intensifikatoren. Eine Fallstudie

Beginnen möchte ich mit einer Fallstudie, d.h. mit einer vergleichenden Betrachtung eines winzigen Fragments der deutschen Sprache, dem Ausdruck *eigen*, um an diesem Beispiel zu zeigen, in welcher vielfältiger Weise Eigenschaften dieses Ausdrucks durch einen Vergleich mit seinen Gegenstücken in anderen Sprachen und durch verschiedene vergleichende Perspektiven (historisch, typologisch, dialektal) deutlicher sichtbar werden, die sonst unbeachtet bleiben.

Historisch betrachtet ist der Ausdruck *eigen*, ebenso wie seine Gegenstücke in anderen germanischen Sprachen (engl. *own*, schwed. *egen* etc.) ein Ausdruck für ‚Besitzverhältnisse‘, wie auch aus den verwandten bzw. abgeleiteten Ausdrücken *der Eigener*, *sich aneignen*, *Eigentum*, *Eigenschaften* klar hervorgeht. Im Laufe seiner historischen Entwicklung hat dieser Ausdruck seinen Verwendungsradius ausgeweitet und sich, wie etwa auch der Genitiv, zu einem Ausdruck für allgemeine Zugehörigkeitsverhältnisse entwickelt, wie der Unterschied zwischen den beiden folgenden Beispielen zeigt (vgl. König/Vezzosi 2008):

- (1) Die Behörden wollten mir mein eigenes Grundstück wegnehmen.
(possessive Verwendung)
- (2) Karls eigene Verluste waren viel höher als die seiner Konkurrenten.
(allgemeine Zuordnung)

Gleichzeitig weisen diese beiden Beispiele auf einen Aspekt der Bedeutung von *eigen* hin, der mit der Charakterisierung als ‚possessiv‘ ohnehin nicht erfasst war: auf einen emphatischen, kontrastierenden Aspekt, der auch bei der possessiven Verwendung deutlich ist. *Eigen* betont emphatisch die Zugehörigkeit zu dem genannten ‚Besitzer‘ dadurch, dass dieser (der Sprecher in (1), Karl in (2)) zu anderen möglichen (alternativen) ‚Besitzern‘ in Opposition gesetzt wird. Diese Emphase durch Kontrastierung ist eine typische semantische Eigenschaft von Fokussierung. In (2) sind die ins Auge gefassten Alternativen (d.h. die Konkurrenten) genannt, in (1) nur implizit gegeben. Diese mit *eigen* verbundene Fokussierung eines ‚Besitzers‘, ebenso wie seine Paraphrasierbarkeit durch Ausdrücke mit *selbst* weisen deutlich darauf, dass *eigen* zu den Intensifikatoren (*selbst*, *persönlich* etc.) zu rechnen ist. Wir werden darauf noch zurück kommen.²

Wenn wir einen kurzen Blick auf die syntaktischen Eigenschaften von *eigen* werfen, stellen wir fest, dass es pränominaler Bestandteil einer Nominalphrase sein kann und sich distributionell wie ein Adjektiv verhält. Allerdings muss *eigen* eine periphere Stellung in einer NP einnehmen, d.h. der Ausdruck geht anderen Adjektiven voraus und steht unmittelbar hinter einem Artikel, Quantor oder Possessorausdruck, falls vorhanden:

- (3) a. Mein eigenes neues schwarzes Auto wurde nicht beschädigt.
b. ?Mein neues, schwarzes, eigenes Auto wurde nicht beschädigt.
- (4) Eine eigene abgeschlossene Wohnung ist viel wert.

Ein Vergleich mit dem Englischen zeigt, dass dort zusätzliche Restriktionen bestehen: *own* kann nur auf ein Possessivpronomen oder einen Genitiv folgen. Mit den Artikeln ist *own* nicht kombinierbar:

- (5) My own apartment ... an apartment of my own ... *an/the own apartment

Die Flexionseigenschaften von dt. *eigen* bestätigen seine grobe Einordnung in die Klasse der Adjektive. Der Ausdruck weist die für pränominalen Adjektive charakteristischen starken und schwachen Flexionsformen auf (*ein eigenes Auto* – *das eigene Auto*). Dass Komparativ- und Superlativformen fehlen,

² Diese fokussierende, kontrastierende Eigenschaft wird auch darin deutlich, dass *eigen* dann nicht mit Possessivpronomina kombinierbar ist, wenn ein Alternativenbezug und eine Kontrastierung ausgeschlossen sind (*Karl ist groß für sein (*eigenes) Alter* – *Sein eigenes Alter verschweigt er gern.*)

nicht jedoch die Möglichkeit einer Graduierung durch Adverbien (*etwas eigen, sehr eigen*) ist als Konsequenz der Semantik des Ausdrucks zu sehen. Im Gegensatz wiederum zu seinem Gegenstück *own* im Englischen kann der deutsche Ausdruck mit belebten Subjekten auch prädikativ verwendet werden:

(6) Karl ist etwas/sehr eigen.

Der Zusammenhang mit der bisherigen, attributiven Bedeutung ist allerdings nicht offensichtlich und wird erst deutlich, wenn man von der allgemeineren Bedeutung ‚Identität‘, ‚Individualität‘ ausgeht:

(7) Karl hat seinen eigenen Kopf.

(8) Der Mann ohne Eigenschaften ...

Typologisch betrachtet gehört *eigen* zu den Indikatoren für Possession, aber auch zu den attributiven Intensifikatoren, d.h. zu einer Gruppe von Ausdrücken wie dt. *selbst, persönlich*. In vielen europäischen Sprachen können diese sowohl adnominal (*der Direktor selbst*) als auch adverbial verwendeten Intensifikatoren (*Der Direktor wäscht sein Auto selbst.*) nicht attributiv verwendet werden.³ In den Turksprachen oder im Mandarin z.B. ist dies jedoch möglich: Der gleiche Ausdruck (türk. *kendi*; chines. *zìjǐ*) entspricht sowohl dt. *selbst* als auch *eigen* in den oben genannten Sätzen. Zudem werden die genannten Ausdrücke in den beiden Sprachen auch als Reflexiva verwendet. Unter dieser vergleichenden Perspektive stellt sich auch die Frage der Beziehung von attributiv verwendetem *eigen* zur Reflexivität. Die folgenden Beobachtungen zeigen, dass auch im Deutschen die Beziehung zwischen dem attributiven Intensifikator und dem semantischen Bereich der Reflexivität sehr eng ist:

- Im Gegensatz zum Englischen aber parallel zum Niederländischen wird *eigen* neben *selbst* als erste Komponente in reflexiven Komposita verwendet (*Selbstständigkeit – Eigenständigkeit, Selbstliebe – Eigenliebe, Selbstverantwortung – Eigenverantwortung*). In der Verwendung dieser beiden Komponenten besteht eine gewisse Komplementarität, sie überlappen aber auch z.T. in ihrer Distribution, mit subtilen semantischen Konsequenzen.
- Adverbial verwendetes *selbst* ist durch *eigen* paraphrasierbar, wenn dieser Ausdruck mit geeigneten Nomina verbunden wird:

(9) Karl hat dieses Haus selbst gebaut (= mit eigenen Händen).

(10) Ich habe das mit eigenen Augen gesehen (= selbst gesehen).

³ Die hier getroffene Unterscheidung zwischen ‚adnominaler‘ und ‚attributiver‘ Verwendung ist sicherlich kein Beispiel für eine optimale terminologische Wahl und könnte auch durch die Unterscheidung ‚postnominal‘ vs. ‚pränominal‘ ersetzt werden.

- *Eigen* ist nicht nur das Gegenstück bzw. der Lückenfüller für attributiv verwendete Intensifikatoren in anderen Sprachen, sondern wird auch verwendet, um die Unterscheidung auszudrücken, die in skandinavischen Sprachen (z.B. im Schwedischen) durch die Differenzierung von zwei Arten von Possessivpronomina ausdrückbar ist, nämlich durch die disjunkte Referenz bezeichnenden Possessivpronomen *hans* ‚sein‘, *hennes* ‚ihr‘, wie wir sie auch im Deutschen finden und die reflexiven Possessivpronomina, die das Deutsche nicht mehr kennt: *sin* ‚sein, ihr‘:

- (11) a. Lars_i tvättar hans_j bil. ‚Lars reinigt sein Auto.‘ (= das Auto einer anderen Person)
 b. Lars_i tvättar sin_i bil. ‚Lars reinigt sein eigenes Auto.‘

Angesichts dieser Befunde eines typologischen Sprachvergleichs (vgl. König/Gast 2006; König/Vezzosi 2008) ist es auch nicht weiter überraschend, dass Dialekte des Niederländischen (z.B. Brabants) *eigen* in Verbindung mit dem entsprechenden Possessivpronomen als Reflexivmarkierung verwenden:

- (12) a. Hij wast zijn eigen. ‚Er wäscht sich.‘
 b. Hij maakt hem die meesten zorgen over zijn eigen. ‚Er macht sich die meisten Sorgen über sich selbst.‘

Die vorgelegte Analyse von *eigen* zeigt, in welcher vielfältiger Weise verschiedene vergleichende Perspektiven neue Beobachtungen über eine Sprache ermöglichen, die anders kaum sichtbar würden. Das diskutierte Beispiel hat nur den Nachteil, dass es einen winzigen Ausschnitt, ein einziges lexikalisches Element mit markanten grammatischen Eigenschaften, betrifft. Im Folgenden soll daher die Diskussion systematischer, d.h. in Verbindung mit etwas größeren Sprachausschnitten geführt werden.

3. Kontrastive Linguistik und Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft

Zu den Zielsetzungen der ältesten Form des Sprachvergleichs, der Historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, gehört die Untersuchung der genetischen Verwandtschaft zwischen Sprachen sowie die Formulierung von Regeln und ‚Gesetzen‘, die zu Veränderungen in einzelnen Mitgliedern einer Sprachfamilie geführt haben. Mit kontrastivem Sprachvergleich und der Untersuchung von Kontrasten sowie Gemeinsamkeiten hat diese Zielsetzung nur dann etwas gemeinsam, wenn es um den Vergleich von genetisch verwandten Sprachen geht. Kontraste in der Synchronie von genetisch eng verwandten Sprachen lassen sich dann oft als unterschiedliche Phasen in der Entwicklung von zwei Sprachen charakterisieren, in der eine gleichsam den Vorgaben der anderen folgt. Zwei Beispiele aus einer kontrastiven Analyse Deutsch-Jiddisch und Deutsch-Englisch sollen dies illustrieren.

3.1 Deiktische Richtungsadverbien

Zum Inventar der lokaldeiktischen Ausdrücke im Deutschen – im Gegensatz zu den meisten anderen germanischen Sprachen – gehören auch die Richtungspartikeln *hin* und *her*, die u.a. als Teil des Interrogativadverbs *wo* (*woher, wohin*), als Teil von komplexen, diskontinuierlichen Adpositionen, oft auch Zirkumpositionen genannt, (*vom Bahnhof her, zum Bahnhof hin*) und als Teile von zusammengesetzten Präpositionen (*hinauf, herauf*) in Richtungsadverbien verwendet werden. Neben den genannten direktiven Komponenten gehört zum Inhalt dieser beiden Ausdrücke noch eine deiktische Komponente: *hin* bezeichnet eine Richtung weg vom Orientierungszentrum (Sprecherort etc.), *her* signalisiert die Richtung zu diesem Orientierungszentrum. In formaler, geschriebener Sprache ist diese interessante Unterscheidung des Deutschen durchaus lebendig und als Norm anzusehen. In informeller, gesprochener Sprache finden wir jedoch in zunehmendem Maße eine Neutralisierung dieser Unterscheidung durch den Ausdruck ‚r + Präposition‘ (*hinüber/herüber > rüber*).⁴ Diese Entwicklung ist allgemein bekannt, zumal sie Gegenstand vieler sprachkritischer und sprachpflegerischer Anmerkungen ist. Was hier in besonderem Maße interessiert, ist die Tatsache, dass im Jiddischen eine analoge Entwicklung schon vor vielen Jahrhunderten eingetreten sein muss (vgl. (14)):

DEUTSCH

- (13) a. Wir schwimmen jetzt über den Fluss. – Wir schwimmen jetzt hinüber zu dir.
 b. Ich bin auf der anderen Seite des Flusses. Schwimm doch herüber zu mir.
 c. Wir schwimmen jetzt rüber. – Schwimm doch rüber.
 d. Geh doch rein/hinein. – Komm doch rein/herein.

JIDDISCH (wesentlich frühere Entwicklung)

- (14) a. *zi geyt arayn un er geyt aroys.* ‚Sie geht rein und er geht raus.‘
 b. *aroyf ,rauf‘, arieber ,rüber‘*

Ohne dass hier in irgendeiner Weise eine Kausalbeziehung unterstellt werden soll, kann man also sagen, dass aktuell eine Vereinfachung im System der Lokaldeixis im Deutschen zu beobachten ist, die im Jiddischen schon viel früher stattfand, dass also das Deutsche den Vorgaben des Jiddischen folgt. Eine solche vergleichende Betrachtung dieser Entwicklung ist auch insofern von besonderem Interesse, als die Unterscheidung zwischen ‚Ort‘ und ‚Richtung‘ nicht nur in den romanischen Sprachen weitgehend fehlt, sondern auch im Englischen verlorenging. Während noch im Frühneueng-

⁴ Auf wichtige Einzelheiten dieser Entwicklung wird hier nicht näher eingegangen: So ist diese Neutralisierung nur dann möglich, wenn die Präposition mit einem Vokal beginnt (*raus* vs. *hervor*), *in* wird durch *ein* ersetzt (*rein*) etc.

lischen, also bei Shakespeare, Differenzierungen wie die zwischen *whence* ‚woher‘ und *whither* ‚wohin‘ gebräuchlich waren, werden Reste analoger Oppositionen (*hence* ‚von da her/folglich‘ – *hither* ‚hierher‘) im heutigen Englisch höchstens noch metaphorisch oder in idiomatischen Ausdrücken gebraucht. Eine generelle Unterscheidung zwischen ‚Ort‘ und ‚Richtung‘ fehlt im Englischen fast völlig und ergibt sich interpretatorisch lediglich aus der Verbsemantik und dem Aspekt, wie die folgenden kontrastierenden Beispiele belegen:

- (15) a. (engl.) John went outside. He is still outside.
 b. (dt.) Karl ist raus/nach draußen gegangen. Er ist immer noch draußen.
 c. (engl.) John went upstairs. He is still upstairs.
 d. (dt.) Karl ist nach oben gegangen. Er ist immer noch oben.

3.2 Konditionalsätze mit Inversion

Ähnliche Beobachtungen über Phasenverschiebungen analoger historischer Prozesse wie sie eben für das Jiddische und Deutsche gemacht wurden, lassen sich auch besonders häufig für das Deutsche und das Englische machen. Ein bekanntes Beispiel ist die teilweise parallele Entwicklung der Präterito-Präsentia in den beiden Sprachen: Die Entwicklung dieser Teilklasse von Verben zu Hilfsverben, die im Englischen nicht mehr allein das Prädikat eines Satzes bilden können und weitgehende Lücken und Idiosynkrasien in ihren Flexionssystemen aufweisen, ist im Deutschen ähnlich verlaufen, aber weniger weit fortgeschritten. Während im Frühneuenglischen noch weitgehende Parallelen zum heutigen Deutsch zu finden sind, ist im Englischen diese Entwicklung zu einer völlig separaten Klasse von Hilfsverben erheblich weiter gegangen als im Deutschen (vgl. Plank 1984a):

- (16) a. (dt.) Ich muss jetzt weg.
 b. (frühneuengl.) I must away.
 c. (engl.) I must go (away).

Bei einem weiteren Beispiel, das hier etwas näher beleuchtet werden soll, handelt es sich auch um eine Besonderheit der germanischen Sprachen, nämlich um Konditionale, die durch Erststellung des Verbs, bzw. durch Inversion von Verb und Subjekt als solche gekennzeichnet sind. Was die Genese dieser Konditionalstrukturen anbelangt, so ist die Annahme sehr plausibel, dass sie durch Grammatikalisierung von Diskursen mit Interrogativsätzen entstanden sind (van den Nest 2010). Damit wäre zunächst einmal die Tatsache erklärt, dass die durch Verberststellung gebildeten Konditionalsätze eine spezifische Erscheinung germanischer Sprachen sind, ebenso wie die entsprechenden Interrogativsätze, die nach dem jetzigen Stand un-

seres Wissens vor allem in Europa und vor allem in germanischen Sprachen zu finden sind (vgl. Haspelmath et al. (Hg.) 2005, S. 470). Nach einer in van den Nest (2010) detailliert entwickelten und durch historische Daten dokumentierten These entwickelten sich die Verberst-Konditionale aus Frage- und Antwortstrukturen, in denen eine positive Antwort gleichsam vorweggenommen war, d.h. in etwa nach dem folgenden Schema:

- (17) a. Interessieren Sie sich für Urlaub in der Karibik? – Ja. – Dann zeige ich Ihnen unseren Katalog.
 b. Interessieren Sie sich für Urlaub in der Karibik, dann zeige ich Ihnen unseren Katalog.

Im heutigen Englisch sind solche Konditionale marginal und nur noch in konservativem, formellem Sprachgebrauch anzutreffen. Vor allem aber gilt für die Varietäten und Register, in denen sie überhaupt noch anzutreffen sind, die Restriktion, dass nur noch drei modale Hilfsverben – bzw. Formen von modalen Hilfsverben – diese Inversionen zulassen: *had*, *should* und *were*:

ENGLISCH

- (18) a. Had I known this I would have acted earlier. ‚Hätte ich das gewusst, hätte ich früher gehandelt.‘
 b. Should he come earlier we might be able to go to the movies. ‚Sollte er früher kommen, könnten wir ins Kino gehen.‘
 c. Were he to reveal his secrets there would be a major scandal. ‚Würde er die Geheimnisse lüften, gäbe es einen großen Skandal.‘

Im Deutschen sind solche Konditionalstrukturen sicherlich weit weniger Beschränkungen unterworfen als im Englischen, auf ihren altmodischen, formellen Charakter ist aber immer wieder hingewiesen worden (vgl. Reis/Wöllstein 2010). Außerdem kann man, auch ohne die entsprechenden empirischen Untersuchungen durchzuführen, behaupten, dass auch im Deutschen in solchen Konditionalstrukturen eine Präferenz für Hilfsverben zu beobachten ist. In Beispielen wie den folgenden haben meine Beobachtungen und Befragungen eine klare Präferenz für die Beispiele unter (a) ergeben:

DEUTSCH

- (19) a. Hätte ich das gewusst ...; Sollte er früher kommen ...; Würde er regelmäßig Sport treiben ...; Könnte ich mich dagegen wehren ...; Wäre das mein Hund ...;
 b. Triebst du regelmäßig Sport, dann wärest du gesünder. Nimmst du teil, dann komme ich auch. Reiste er um 8 Uhr ab, dann müsste er zu Mittag hier sein.

Ebenso wie im Falle der Neutralisierungen von Richtungsadverbien gewinnt man also auch im vorliegenden Fall den Eindruck, dass das Deutsche mit zeitlicher Verzögerung einen Prozess des Wandels durchläuft, der in ande-

ren germanischen Sprachen in zumindest ähnlicher Form schon wesentlich früher stattfand. Bei der Untersuchung von Phänomenen dieser Art überschneiden sich die Interessen von Historisch-vergleichender Sprachwissenschaft und Kontrastiver Linguistik und ein detaillierter synchroner Vergleich kann zum Anstoß und Ausgangspunkt wesentlicher historischer Wandelprozesse in genetisch verwandten Sprachen werden. In der Niederlandistik haben solche Untersuchungen eine lange Tradition. Der Versuch von van Haeringen (1956), die strukturellen Eigenschaften des Niederländischen systematisch auf Entwicklungslinien zwischen dem Deutschen und dem Englischen zu bestimmen, hat eine Fülle analoger oder zumindest ähnlicher Wandelprozesse in den drei Sprachen identifiziert, die allerdings jeweils unterschiedliche Stufen erreicht haben. Die von dieser Arbeit ausgehenden Impulse sind gerade in den letzten Jahren systematisch weiterverfolgt worden (vgl. Hüning et al. (Hg.) 2006).

Ein bisher wenig beachtetes Phänomen soll hier noch zur weiteren Illustration angefügt werden. Die Möglichkeit, durch das Präfix *be-* applikative Verben zu bilden und Argumente sowie Adjunkte nahezu aller semantischer Rollen zu direkten Objekten zu machen, war ursprünglich Teil der Wortbildungsregeln aller drei westgermanischen Sprachen. Das Deutsche hat diesen mit Valenzveränderungen verbundenen Wortbildungstyp weiter verstärkt, so dass im heutigen Deutsch nicht nur präpositionale Ergänzungen, sondern in marginalen Fällen auch Adjunkte (freie Angaben) zu direkten Objekten gemacht werden können:

- (20) a. Karl stieg auf den Berg. – Karl bestieg den Berg.
 b. Wir sprachen über das Problem. – Wir besprachen das Problem.
 c. Wir sollten mal auf dem neuen Parkett tanzen. – Wir sollten mal das neue Parkett betanzen.

Im Englischen sind durch das *be-*Präfix eingeleitete Verben (*behold, behave, betray, beseech, belabor, belie, betoken, benumb* etc.) selten, gehören oft einer sehr gehobenen Stilebene an und sind nur noch in ganz wenigen Fällen kompositionell von einem Basisverb oder Nomen und einem applikativen Präfix ableitbar:

- (21) a. John moaned about his fate. – John bemoaned his fate.
 b. John is friends with his neighbors. – John befriends his neighbors.

Bei diesem Wortbildungsprozess, wie in vielen anderen Fällen, nimmt das Niederländische eine Position zwischen den beiden anderen westgermanischen Sprachen ein: Im Niederländischen gehört die Ableitung von applikativen Verben noch zu den produktiven Wortbildungsprozessen, ist aber wesentlich stärker eingeschränkt als im Deutschen (z.B. *derven – bederven, dienen – bedienen, denken – bedenken, werken – bewerken* etc.).

4. Kontrastive Linguistik und Sprachtypologie

Ziel der Sprachtypologie ist es, Raum und Grenzen der Variation zwischen den Sprachen der Welt auszuloten. Dabei geht sie von der Annahme aus, dass Variation zwischen den Sprachen weder beliebig noch unbegrenzt möglich ist.⁵ Obwohl synchron orientiert, ist Sprachtypologie in ihrem Radius weder geografisch noch zeitlich eingeschränkt und verfolgt, etwas vereinfacht ausgedrückt, das Ziel, Muster der Variation (Sprachtypen) und Grenzen der Variation (→ Universalien) zu bestimmen. Diese absoluten oder statistischen Universalien bzw. universellen Tendenzen haben typischerweise die Form von Implikationszusammenhängen (‘Wenn eine Sprache die Eigenschaft A hat, hat sie auch die Eigenschaft B’) und von Ketten solcher Implikationen bzw. Hierarchien der Form (22), die folgende Verallgemeinerung zum Ausdruck bringt: Wenn eine Sprache auf irgendeiner Position P die Eigenschaft E hat, dann hat sie diese Eigenschaft auch auf allen Positionen links von P. Ein allgemein bekanntes Beispiel für eine solche Hierarchie ist die von Faltz (1985) für die Interaktion von Person und der Verfügbarkeit eines speziellen Reflexivpronomens formulierte Hierarchie (22b):

- (22) a. $A > B > C > D > E$
 b. $3 > 2 > 1$ (Interaktion von Reflexivität und Person)

Während manche Sprachen, wie z.B. das Englische (*myself, yourself, him-/herself* etc.), Jiddische (*זיך/זיך*) oder Russische (*себя*) spezielle, von den Personalpronomina unterschiedene Reflexiva haben,⁶ gibt es solche Reflexivpronomina im Deutschen nur für die 3. Person (*sich*), während in der ersten und zweiten Person die Personalpronomina auch zum Ausdruck von Koreferenz verwendet werden (*Karl hasst sich/ihn*. vs. *Ich hasse mich, Karl hasst mich*).

Was die Kontrastive Linguistik mit der Sprachtypologie verbindet, ist vor allem die synchrone Orientierung, was sie trennt, ist der Umfang des Untersuchungsbereichs. Kontrastive Untersuchungen sind auf zwei, drei oder vier Sprachen beschränkt, Sprachtypologie ist dem Anspruch nach allumfassend, wenn auch in der Praxis auf eine repräsentative Stichprobe von Sprachen beschränkt. Aus diesem fundamentalen Unterschied ergeben sich weitere unterschiedliche Möglichkeiten und Grenzen. Die Beschränkung der Kontrastiven Linguistik auf zwei oder zumindest einige wenige Sprachen schafft die Möglichkeit für umfassende Vergleiche dieser Sprachen entlang vieler Parameter der Variation, für feinkörnige Untersuchungen und damit letztlich für eine Annäherung an die traditionelle – heute weitgehend

⁵ Während diese Prämisse in den letzten fünf Jahrzehnten fester Ausgangspunkt für umfassende sprachtypologische Programme war, ist sie in jüngster Zeit durch Evans/Levinson (2009) in Frage gestellt worden.

⁶ Im Russischen und Jiddischen werden die spezifischen Reflexiva allerdings undifferenziert für alle Personen verwendet, sind aber immer von den Personalpronomina unterschieden.

aufgegebene – Zielsetzung, eine holistische Typologie oder Charakterologie für eine Sprache zu formulieren (vgl. Hawkins 1986; König 1996). Die angestrebten Erklärungen für die Befunde der beiden Typen des Sprachvergleichs müssen auch völlig unterschiedlich ausfallen. Kontraste zwischen einzelnen Sprachen können als Folgen von genetischer Herkunft, von historischen Prozessen und von Sprachkontakt erklärt werden. Erklärungen in der empirisch orientierten Sprachtypologie dagegen können sich auf funktionale bzw. kognitive Prinzipien wie Ikonizität, Ökonomie, Häufigkeit, konkurrierende Motivation etc. berufen. Allerdings können sich auch die beiden Spielarten des Sprachvergleichs wechselseitig befruchten: Die Kontrastive Linguistik ist auf eine allgemeine Einordnung einzelsprachlicher Phänomene in einen typologischen Rahmen angewiesen und kann aber ihrerseits, ausgehend von Einzelbeobachtungen, umfassende typologische Untersuchungen anstoßen. So lässt sich insbesondere bei aktuellen hoffnungsvollen Ansätzen zu einer semantischen oder lexikalischen Typologie (Koptjevskaja-Tamm/Vanhoeve/Koch 2007; Vanhoeve (Hg.) 2008; Evans 2011) zeigen, wie sehr diese Arbeiten durch feinkörnige kontrastive Untersuchungen angestoßen wurden. Die Beobachtung, dass eine Sprache wie das Deutsche systematisch zwischen effizienten und affizierten Objekten durch Verbpräfixe differenziert, während dies im Englischen und in den romanischen Sprachen nicht der Fall ist (vgl. Plank 1984b), kann zum Ausgangspunkt für umfassendere typologische Studien gemacht werden (vgl. Stiebels 1996). Die folgenden Beispiele illustrieren die erwähnten Kontraste:

- (23) a. ein Bild malen (effizientes Objekt) – eine Wand bemalen (affiziertes Objekt)
 b. (engl.) to paint a picture – to paint a wall
 c. einen Streit vermeiden (effizientes Objekt) – einen Streit meiden (affiziertes Objekt)
 d. (engl.) to avoid a quarrel (Übersetzung für beide dt. Ausdrücke); (frz.) éviter
- (24) (frz.) siffler la Marseillaise – ‚die Marseillaise pfeifen‘ (effiziert) oder ‚die Marseillaise auspfeifen‘ (affiziert)

Ebenso bauen die umfassenderen Untersuchungen von Koch (vgl. Koptjevskaja-Tamm/Vanhoeve/Koch 2007) zu Körperteilen (dt. *Haar* – frz. *cheveux*, *poile*) oder zum Sinnbezirk ‚Wald‘ (dt. *Holz*, *Baum*, *Wald*) im Wesentlichen auf kontrastiven Untersuchungen auf.

4.1 Artikel und Artikelgebrauch

Die folgende Illustration unterschiedlicher Fragestellungen, Möglichkeiten und Ergebnisse der beiden diskutierten Spielarten vergleichender Sprachwissenschaft beginnt mit einem sehr begrenzten Sprachausschnitt, der Frage

der Verfügbarkeit eines Artikelsystems in Sprachen, d.h. der Opposition zwischen einem indefiniten und einem definiten Artikel. Die historischen Quellen dieses grammatischen Subsystems sind gut bekannt, ebenso wie die Tatsache, dass diese Kategorie vor allem im Kernbereich europäischer Sprachen (mit Ausnahme der meisten slawischen und finno-ugrischen Sprachen) zu beobachten ist, und dass an der Peripherie der Sprachen mit Artikelsystemen, insbesondere im Sorbischen und im Finnischen, entsprechende Kategorien gebildet werden (vgl. Heine/Kuteva 2005). Diese Kategorie des Artikels als Manifestation eines europäischen Sprachbundes zu bezeichnen, ist allerdings angesichts ähnlicher Subsysteme in ozeanischen Sprachen nicht ganz angemessen.

Die Frage der Existenz bzw. Nicht-Existenz eines Artikelsystems in einer Sprache ist somit ein interessanter Parameter der Variation in der Struktur von Nominalphrasen, für kontrastive Analysen jedoch nur der Ausgangspunkt von weitergehenden Fragen, wie z.B. den folgenden: Werden bestimmte Artikel in zwei kontrastierten Sprachen in unterschiedlichen Kontexten (z.B. mit Eigennamen, mit Abstrakta etc.) verwendet? Welche Konstruktionen entsprechen in artikellosen Sprachen der Opposition ‚definit – indefinit Artikel‘ in Sprachen mit Artikeln? Wie interagieren Artikel mit anderen nominalen Kategorien wie Genus, Numerus? Über alle diese Fragen lassen sich in europäischen Sprachen interessante Beobachtungen machen. So werden z.B. im Griechischen Eigennamen stets mit dem definiten Artikel verbunden, während dies im Deutschen (*die Ferres, der Peter*) mit speziellen Bedeutungsnuancen möglich, aber nicht obligatorisch ist. Im Englischen sind solche Kombinationen – mit Ausnahme von Verbindungen mit restriktiven Relativsätzen (*The Mary I have in mind ...*) – völlig ausgeschlossen. Bei der Kombinierbarkeit mit Abstrakta stehen einer obligatorischen Verwendung des definiten Artikels im Französischen (*La solitude n'existe pas*) die wahlweise Verwendung im Deutschen (*(Die) Einsamkeit ist schwer zu ertragen*) und die artikellose Verwendung von Abstrakta im Englischen gegenüber (*Loneliness is the face you wear*). Schließlich ist noch die Frage nach dem Ausdruck von Definitheit in artikellosen Sprachen zu beantworten. Hier kann besonders auf die Untersuchung von Friedrich (2009) hingewiesen werden, die gezeigt hat, dass in transitiven Sätzen des Russischen die Platzierung des Akzents auf Objekt (= indefinit) oder Verb (= definit) in etwa der mit der Artikelwahl gegebenen Differenzierung im Deutschen entspricht.

4.2 Exhaustive Interrogativsätze und verwandte Exklamativa

Unser nächstes Beispiel eines dt.-engl. Kontrastes ist meines Wissens noch nie genau untersucht worden und betrifft eine Teilmenge von Fragewort- oder Inhaltsfragen, d.h. durch Fragesätze ausgedrückte Fragen, die eine voll-

ständige Liste von Antworten verlangen. In Interrogativsätzen dieser Art folgt der Quantor *alle(s)* dem Interrogativpronomen im Mittelfeld und signalisiert, für welche Dimension des Fragesatzes eine Liste als Antwort erwartet wird. Im Deutschen sind solche exhaustiven Interrogativa für jede zulässige Funktion von Interrogativpronomina möglich (Subjekt, direktes oder indirektes Objekt, Genitivattribut, adverbiale Adjunkte). Als Numerus des Verbs ist immer nur der Singular zu beobachten:

- (25) a. Wen hast du alles dort gesehen?
 b. Wer kommt alles zu dem Treffen?
 c. Wo bist du alles/überall gewesen?
 d. Wozu braucht man alles ein Auto?
 e. Womit kannst du alles umgehen?
 f. Wessen Zimmer hast du alles gereinigt?

In vielen Varietäten des Englischen, vor allem im amerikanischen Englisch, weniger aber im britischen Englisch, sind solche Konstruktionen problemlos für Interrogativpronomina in Subjekts- und Objektspostion, allerdings bestenfalls marginal, wenn nicht ausgeschlossen in allen anderen Fällen. Der Quantor folgt stets direkt auf das Interrogativpronomen:

- (26) a. What all did you see there?
 b. Who all will come to the meeting?
 c. ?Where all did you go on your trip?
 f. *What all does he need this for?

Die völlig unterschiedliche Verankerung dieser Interrogativkonstruktion im Deutschen und im Englischen zeigt sich jedoch auch in einem weiteren Kontrast. Es ist eine bekannte Tatsache, dass Exklamativsätze in vielen Sprachen auf Interrogativsätzen aufbauen oder sogar davon ableitbar sind. Im Deutschen unterscheiden sich diese Exklamativsätze von Interrogativsätzen durch die Wortstellung (Finalstellung des Verbs) und durch die Intonation. Ein weiterer Unterschied besteht jedoch auch darin, dass als Interrogativpronomina lediglich *wie* und *was für ein* auftauchen, parallel zu *how* und *what a* im Englischen:

- (27) a. Wie groß der Junge geworden ist! – How tall this boy is!
 b. Was für ein Auftritt (das war)! – What a performance (that was)!

Diese distributionelle Lücke wird durch die mit quantifizierenden Interrogativa verwandten Exklamativsätze gefüllt. Im deutlichen Kontrast zum Englischen haben alle möglichen Interrogativa dieses Typs im Deutschen exklamative Gegenstücke, in denen dann alle Interrogativpronomen möglich sind:

DEUTSCH: ja (mit anderer Wortstellung) – ENGLISCH: nein

- (28) a. Wer da alles reden wollte! ‚The people who wanted to give a speech!‘
 b. Wen Paul alles kennt! ‚The people Paul knows!‘
 c. Wo der alles hingefährt! ‚(Amazing,) the places he visits!‘
 d. Wozu der alles Geld braucht! ‚(It is amazing) the reasons he needs money for!‘
 e. Wo der alles/überall abgeschrieben hat! ‚The texts he copied from!‘

Wie auch in den unter (29) aufgeführten Beispielen unterscheiden sich diese Exklamativsätze von den entsprechenden Interrogativa durch Verbstellung und Intonation. Die jeweils angefügten Übersetzungen ins Englische exemplifizieren einen Typ von Exklamativkonstruktionen, der wiederum im Deutschen nicht anzutreffen ist: durch Relativsätze modifizierte Nominalphrasen.

4.3 Kontrastive Beobachtungen als Ausgangspunkt für typologische Untersuchungen: Exklamativsätze als konventionalisierte Insubordination

Der eben diskutierte Phänomenbereich kann auch als Illustration für die oben angeführte Behauptung herangezogen werden, dass feinkörnige kontrastive Untersuchungen zum Ausgangspunkt für weitergehende typologische Untersuchungen werden können. Verschiedene vergleichende Untersuchungen zu Exklamativsätzen haben gezeigt, dass sich dieser ‚Typ‘ sehr deutlich von den drei Satzmodi unterscheidet, deren Existenz für alle Sprachen angenommen wird. In König/Siemund (2007, S. 316 f.) wurden diese Sätze daher zu den ‚minor sentence types‘ gerechnet und nicht mit Deklarativsätzen, Interrogativsätzen und Imperativen als vierte Wahlmöglichkeit im System der Satzmodi gesehen. Es sind vor allem drei Eigenschaften, die den Exklamativsätzen einen völlig anderen Status verleihen:

(i) große Zahl von möglichen Konstruktionen

Im Gegensatz zu den drei genannten wohl in allen Sprachen unterschiedenen Satzmodi können Exklamativsätze eine Vielzahl von Formen annehmen, die bei den ‚anderen‘ Satzmodi nicht zu beobachten ist. Dabei können die zu beobachtenden Formen keinesfalls als Konstruktionen zum Vollzug ‚indirekter Sprechakte‘ bezeichnet werden, d.h. als Sätze, die ihre exklamative Interpretation erst als Teil der Äußerungsbedeutung in bestimmten Kontexten erhalten. Ihre Verwendung als ‚Ausruf‘ ist Teil ihrer konventionellen Satzbedeutung.

- (29)
- a. Dass ich das noch erleben darf!
 - b. Wie intelligent diese Frau ist!
 - c. Was ist diese Frau doch intelligent!
 - d. Schau dir diese Intelligenz an!
 - e. Ist diese Frau nicht unglaublich intelligent!
 - f. Die ist vielleicht intelligent!
 - g. Und ob (die intelligent ist)!
 - h. (Es ist erstaunlich), was die alles weiß!
 - i. Diese Frau ist so intelligent!
 - j. Diese Wortwahl! Diese Klarheit der Argumentation! Einfach beeindruckend!

(ii) Merkmale von Subordination

Eine weitere bemerkenswerte Eigenschaft ist die Tatsache, dass eine Teilmenge dieser für Exklamationen verwendbaren Konstruktionen deutliche Merkmale von Subordination aufweist. Im Deutschen sind diese Merkmale vor allem Verbendstellung und einleitende Konjunktionen (*dass*, *ob*). Insofern sind diese Sätze als eingebetteter Teil von komplexen Sätzen analysierbar oder aber als formal subordinierte Sätze, die als selbstständige Äußerungen verwendet werden.

(iii) Spezialfälle der drei Modi deklarativ, interrogativ, imperativ

In den Fällen, in denen keinerlei Anzeichen für Nebensatzstrukturen gegeben sind (29d–f), handelt es sich um spezielle Verwendungen eines der drei Modi imperativ, interrogativ und deklarativ.

Die Möglichkeit einer vergleichenden Systematisierung solcher Konstruktionen ergibt sich, wenn man sie nicht als Varianten eines 4. Satzmodus, sondern als Manifestationen dessen betrachtet, was Evans (2007) als „Insubordination“ bezeichnet hat, d.h. als Resultat eines konventionalisierten Gebrauchs von ursprünglich subordinierten Strukturen als unabhängige Sätze. Ausgangspunkt der Analyse ist dann die Tatsache, dass es sich um Strukturen handelt, die normalerweise nicht in Hauptsätzen, sondern in Nebensätzen auftauchen und in vielfältiger Weise reduziert sein können. In seiner Pionierstudie zu einer Typologie der ‚Insubordination‘ hat Evans gezeigt, dass solche Konstruktionen vor allem drei Funktionen haben: (a) sie werden als direktive Sprechakte verwendet, was in unseren Beispielen nicht zutrifft, (b) sie drücken bestimmte modale Rahmen aus (deontisch, evidentiell, exklamativ etc.) und (c) sie kennzeichnen verschiedene Diskurskontexte. Ihre historische Entwicklung lässt sich durch die folgenden vier Stufen charakterisieren:

- (30) subordinierte Konstruktion > Ellipse des Hauptsatzes > Einschränkung der Interpretation > Reanalyse als unabhängiger Hauptsatz

Formale Indikatoren des ursprünglich subordinierten Charakters dieser Konstruktionen sind:

- (i) Ellipse des Hauptsatzes, sowie weitere Reduzierungen;
- (ii) spezielle subordinierte Verbformen, wie der Konjunktiv oder der Infinitiv;
- (iii) der Gebrauch von Konjunktionen;
- (iv) die für Subordination typische Stellung von Konstituenten.

Aus den eben skizzierten Beobachtungen zum Deutschen ergibt sich auch eine neue Möglichkeit, Exklamativsätze generell einzuordnen. Exklamativsätze sind häufig als parametrisierte Interrogativa („Wh-questions“) bezeichnet und analysiert worden, die bereits die Antwort auf die gestellte Frage enthalten („self-answering questions“). Und in der Tat enthalten diese Satztypen in einer großen Zahl von Sprachen sehr oft ein Interrogativpronomen. Mit dieser Analyse wird man jedoch den eben skizzierten Eigenschaften, die auch in anderen Sprachen deutliche Parallelen haben, nicht gerecht.

Sehr oft sind sprachvergleichende Untersuchungen, insbesondere im Rahmen der generativen Grammatik, davon ausgegangen, dass der Vergleich auf der Basis übereinzelsprachlicher Kategorien erfolgen kann. Diese Auffassung ist der theoretischen Position des Strukturalismus sowie der generell geübten Praxis einzelsprachlicher Beschreibungen diametral entgegengesetzt, nach denen jede Sprache eine spezifische „innere Form“ aufweist, die es zu beschreiben gilt. In den letzten Jahren haben besonders Lazard und Haspelmath den sprachspezifischen Charakter von Kategorien betont und auf die Unabdingbarkeit hingewiesen, vergleichende Untersuchungen auf „komparative Konzepte“ zu stützen (vgl. Lazard 2006; Haspelmath 2010). An diesem Punkt kann die Kontrastive Linguistik eine besondere Rolle spielen, indem sie durch feinkörnige vergleichende Untersuchungen mit anderen Sprachen zeigt, in welcher Weise bestimmte Kategorien bei aller Ähnlichkeit und Überlappung mit anderen Sprachen sprachspezifisch sind und oft in ganz spezieller oder sogar einzigartiger Weise Bündel von Eigenschaften verknüpfen. Ein paar Anmerkungen zur Reflexivität im Deutschen, die auch in den Arbeiten des IDS (Zifonun 2003) eine wesentliche Rolle gespielt hat, sollen diese These illustrieren:

- (i) Im Gegensatz zum Englischen und den finno-ugrischen Sprachen sind im Deutschen Reflexivpronomen (*sich*) und Intensifikator (*selbst*) formal unterschieden und kombinierbar (*sich selbst*). Im Gegensatz zu diesen Sprachen wird das Reflexivum im Deutschen nicht nur zum Ausdruck für Bindung bzw. Koreferenz verwendet, sondern auch als sog. „middle marker“ (*Plötzlich öffnete sich die Tür, dieses Buch liest sich sehr gut, Karl kniete sich hin* etc.).

- (ii) Im Gegensatz zum Polnischen (*się* vs. *sobie*) und Niederländischen (*zich*, *zichzelf*) gibt es im Deutschen nur ein Reflexivum.
- (iii) Im Gegensatz zum Englischen ist im Deutschen dieses Reflexivpronomen für die dritte Person (*sich*) verfügbar und flektiert weder nach Numerus noch nach Kasus.
- (iv) Im Gegensatz zu den skandinavischen Sprachen (*sin*) gibt es im Deutschen kein attributiv verwendbares Reflexivum.
- (v) Im Gegensatz zum Mandarin (*zìjǐ*) und zum Japanischen (*zibun no*) hat das Deutsche kein Reflexivum im Genitiv bzw. in possessiven Kontexten. Was in solchen Kontexten im Deutschen verwendet wird, entspricht genau dem, was beim historischen Prozess der Erneuerung von Reflexiva im Englischen zu beobachten ist: Das Possessivpronomen bzw. die Genitivform des Personalpronomens wird mit dem Intensifikator *selbst* verbunden, um diese Lücke zu füllen:

(31) Eine Stadt vergewisserte sich ihrer selbst.
- (vi) Im Gegensatz zum Englischen kommt das deutsche Reflexivum auch in Adjunkten vor, in denen keinerlei Kontrast ausgedrückt wird (*Er hat eine schöne Woche vor sich*).
- (vii) Im Gegensatz zum Mandarin und zum Lateinischen gibt es keine logophorische Verwendung für das Reflexivpronomen im Deutschen.
- (viii) Im Gegensatz zum Englischen wird das deutsche Reflexivum auch in Kombination mit Verben der Körperpflege verwendet (engl. *He showered, washed, shaved, dressed carefully* – dt. *Er duschte sich, wusch sich, rasierte sich, zog sich an*).

Diese Liste, die sich noch verlängern ließe, arbeitet durch einen Vergleich prominente Züge des Pronomens *sich* heraus und kennzeichnet damit in etwa die einzelsprachliche Kategorie ‚Reflexivum im Deutschen‘ in klarer Differenzierung von den entsprechenden deskriptiven Kategorien anderer Sprachen.

5. Kontrastive Linguistik und Mikrovariation

Aus den bisherigen Ausführungen ist bereits mehrfach deutlich geworden, dass Kontraste zwischen zwei Sprachen bei genauerer Betrachtung nur für bestimmte Varietäten dieser Sprachen gelten. Solche Einschränkungen sind insbesondere bei Vergleichen mit dem Englischen angebracht, das in seiner globalen Ausbreitung in sehr vielen unterschiedlichen Ausprägungen anzutreffen ist. Insofern ist es auch angebracht, einen Blick auf das Verhältnis und die mögliche Interaktion von Beschäftigung mit zwischensprachlicher Variation und innersprachlicher Variation zu werfen, so wie sie heute unter der Bezeichnung ‚Mikrovariation‘ praktiziert wird. Das mit dieser Bezeich-

nung verbundene Programm unterscheidet sich von traditioneller Dialektologie nicht nur dadurch, dass die Syntax neben der Morphologie im Mittelpunkt der Untersuchung steht, sondern auch durch anspruchsvollere Zielsetzungen, die z.T. den im Rahmen der Typologie verfolgten analog sind: In welchem Rahmen und in welchen Grenzen unterscheiden sich Varietäten einer Sprache voneinander? Warum sind die Unterschiede in manchen Domänen besonders zahlreich (Lokaladverbien, deiktische Systeme, Relativpronomina) und in anderen nicht (grundlegende Anordnung von Konstituenten, Artikelgebrauch)? Gibt es generelle oder sogar universelle Eigenschaften von Nichtstandardvarietäten bzw. Varietäten ohne Traditionen des schriftlichen Gebrauchs? Für viele europäische Sprachen gibt es größere Projekte zur Mikrovariation, die zu einem großen Teil auch an einer Implementierung und Weiterentwicklung des Minimalismusprogramms arbeiten (vgl. Poletto 2000; Obenauer 2006).

In welcher Weise überlappen sich nun die Interessen und Zielsetzungen von Kontrastiver Linguistik und Mikrovariation und inwieweit ist eine wechselseitige Befruchtung möglich? Zunächst einmal interessieren sich beide Programme für Variation, allerdings ist es interlinguale Variation in einem Fall und intralinguale Variation im anderen. Für genetisch eng verwandte Sprachen wird der Unterschied zwischen den beiden Programmen sehr gering sein. Sofern kontrastive Untersuchungen mit der Zielsetzung verbunden sind, praktische Implikationen für Fremdsprachenunterricht zu haben, wird ihr Fokus allerdings auf Standardvarietäten ruhen. Andererseits wird eine solche Einschränkung der Perspektive sicher oft nur auf Kosten eines realistischen Bildes von den Kontrasten zwischen zwei Sprachen möglich sein. Viele der erwähnten Untersuchungen zur Mikrovariation haben gezeigt, dass bestimmte Lücken einer Standardsprache oft durch Phänomene anderer Varietäten gefüllt werden. Insofern liefern Kontrastierungen von zwei Standardsprachen kein vollständiges und auch kein realistisches Bild zwischensprachlicher Kontraste. So zeigen die Untersuchungen zu den Varietäten des Englischen beispielsweise, dass Relativpronomina (*who, whose, which* etc.) so gut wie nie in Dialekten auftauchen und dort invarianten Partikeln (*as, what, that* etc.) entsprechen. Andererseits gibt es auch in Varietäten des Deutschen invariante Partikeln (*wo, was*) anstelle der flektierenden Relativpronomina (vgl. Kortmann (Hg.) 2004; Murelli 2011). Eine für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache sicherlich interessante Beobachtung ist die Tatsache, dass viele Varietäten des Deutschen die für germanische Sprachen charakteristische Opposition von ungerundeten und gerundeten Vorderzungenvokalen (i vs. y, e vs. ø etc.) nicht haben. Und, um ein sehr spezielles aber in Rahmen der Generativen Grammatik oft diskutiertes Beispiel zu erwähnen, das Phänomen der „parasitic gaps“, d.h. der Bezug von einer Füllerkonstituente auf zwei folgende Lücken (vgl. (32a)), gibt es nicht im Hochdeutschen, aber durchaus im Bairischen (32b):

- (32) a. engl. This is the only pub I was ever thrown out of _ for wearing jeans in _.
 b. Dieser Ball wenn _ gekommen wäre hätte ich _ gehabt.⁷ (Kontext: Tennisspiel)

Die eben gemachten Beobachtungen berechtigen sicher zu dem Schluss, dass kontrastive Untersuchungen ohne jegliche Berücksichtigung der internen Variation der verglichenen Sprachen nicht immer ein realistisches Bild von den Unterschieden und Gemeinsamkeiten abgeben, und dass in gewissen Fällen Nicht-Standardvarietäten durchaus eine wesentliche Rolle im Fremdsprachenunterricht spielen können. Beobachtungen zu Dialekten können auch dann von besonderem Interesse sein, wenn sie seltene Phänomene betreffen, wenn sie bestimmte Lücken im Spektrum erwartbarer Phänomene füllen oder wenn sie auf Aspekte von früherem oder aktuellem Sprachwandel aufmerksam machen.

5.1 Gebrauch von attributivem Intensifikator zum Ausdruck von Reflexivität

Ein bereits erwähntes Phänomen aus dem Bereich Reflexivität verdient in diesem Zusammenhang besondere Erwähnung, die Verwendung von nld. *eigen* in verschiedenen Dialekten (u.a. Brabantisch) als Reflexivindikator:

NIEDERLÄNDISCH (u.a. BRABANTISCH)

- (33) a. Hij maakt hem/zijn eigen de meesten zorgen over zijn eigen.
 er macht ihn/ sein eigen die meisten Sorgen über sein eigen
 ‚Am meisten sorgt er sich um sich selbst.‘
 b. Hij wast zijn eigen. ‚Er wäscht sich.‘

Es gibt eine Reihe von z.T. bereits erwähnten Beobachtungen, die diese Verwendung eines ursprünglich possessiven Adjektivs als Reflexivelement plausibel machen:

- Intensifikatoren und Reflexiva sind oft identisch.
- In vielen Sprachen werden die üblichen Intensifikatoren auch attributiv gebraucht (türk. *kendi*; chines. *zìjǐ*).
- Im Germanischen gibt es einen speziellen attributiven Intensifikator (dt. *eigen*, engl. *own*, norw. *egen*), der sich aus Ausdrücken für Besitz entwickelt hat.

- (34) a. Mein eigenes Haus würde ich nie verkaufen.
 b. Sein eigener Tod überraschte uns mehr als der seines Bruders.

- Somit ist es nicht überraschend, dass auch dieser Intensifikator als Reflexivmarkierung benutzt wird, so wie es in Varietäten des Niederländischen der Fall ist.

⁷ Auf die schriftliche Repräsentation von bairischer Phonetik wird hier verzichtet.

5.2 Weitere Beispiele

Zu den besonders interessanten Phänomenen in Varietäten des Englischen gehört auch die Verwendung von *self*-Formen in Subjektposition im irischen English. Diese Verwendung entspricht nicht traditionellen und typologischen Beobachtungen, nach denen Reflexivpronomina nicht in Subjektposition vorkommen, und ist vor allem mit dem Prinzip A der Bindungstheorie von Chomsky nicht vereinbar, nach dem (reflexive) Anaphern in der Kategorie gebunden sind, die ihre Rektion bestimmt, also grob gesagt nur in Objektpositionen auftauchen. Die folgenden authentischen Beispiele scheinen all diesen Beobachtungen und Prinzipien zu widersprechen:

IRISCHES ENGLISCH

- (35) a. It's himself is going to speak today. ‚Er selbst wird heute sprechen.‘
 b. Himself was not looking too friendly today. ‚Er [z.B. der Boss] schaut heute nicht sehr freundlich drein.‘
 c. And it's himself that told me that up in a pub. (Filppula 1999)
 ‚Und er selbst hat es mir heute in einer Kneipe erzählt.‘

Die deutschen Übersetzungen zeigen allerdings, dass hier eine Analyse als Reflexivpronomen nicht unbedingt zwingend ist. In (35a, b) handelt es sich um die Identifizierung einer in bestimmten Kontexten zentralen Person. Dieser Zentralitätseffekt ist eine semantische Eigenschaft von Intensifikatoren wie dt. *selbst*. Für die Beispiele (35a, c) wurde die Übersetzung ‚Personalpronomen + Intensifikator‘ gewählt (*er selbst*), so dass man hier fragen kann, ob nicht auch im Englischen *self*-Formen manchmal nicht zum Ausdruck von Koreferenz dienen, sondern kombinatorisch (*self + him*) zu analysieren und kompositionell zu interpretieren sind. Eine analoge Analyse könnte die Subjekte in (35) einfach als Reduktionen des komplexeren Ausdrucks *he himself* auffassen. Andererseits wird hiermit die Frage aufgeworfen, ob nicht in unzulässiger Weise eine Analyse aus der Sicht des Deutschen erfolgt. Diese Überlegungen sollen an dieser Stelle nicht weiterverfolgt werden.

Besonders interessante Phänomene des Deutschen, die auf unterschiedliche Stufen aktueller Sprachwandelprozesse hinweisen, sind z.B. der viel diskutierte totale Verlust des Präteritums im Süddeutschen und der damit verbundene Verlust des Plusquamperfekts und seine Ersetzung durch das doppelte Perfekt. Die folgenden Beispiele sind aus dem Bairischen, verzichten aber wiederum auf jegliche phonetische Differenzierung vom Hochdeutschen:

- (36) a. Wie hat er doch gleich geheißen? (Wie hieß er doch gleich?)
 b. Ich habe ihn schon vorher gefragt gehabt. (Ich hatte ihn schon vorher gefragt.)

Diese Beispiele zeigen, dass die Entwicklung einer narrativen Funktion für das deutsche Perfekt im Süden weiter fortgeschritten ist als im Norden und

auch Hilfsverben und andere Verben erfasst hat, die im Hochdeutschen selten oder nie mit dem Perfekt verbunden werden. Damit ist dann auch das Plusquamperfekt betroffen, das durch das doppelte Perfekt ersetzt wird.

Als abschließendes Beispiel von dialektalen Phänomenen im Deutschen, die auch wegen ihrer theoretischen Implikationen von besonderem Interesse sind, sei noch die Entwicklung der Modalpartikel *denn* erwähnt. Während diese Partikel im Hochdeutschen vor allem in reaktiven Fragen, d.h. in Fragen, die auf eine vorausgehende Interaktion Bezug nehmen, verwendet wird, ist sie im Bairischen zu einem Frageindikator ohne jegliche kontextuelle Restriktionen geworden (vgl. Bayer ersch.denn.).

6. Kontrastive Linguistik und interkulturelle Kommunikation

Die Entwicklung der strukturellen Linguistik seit de Saussure ist u.a. dadurch gekennzeichnet, dass in zunehmendem Maße von jeglicher kontextuellen Einbettung (situativ, textuell, kulturell etc.) abstrahiert wurde und somit das Sprachsystem, die *langue* oder die Kompetenz zum ausschließlichen Gegenstand der Sprachwissenschaft wurde. Die einzigen kontextuellen Faktoren, die noch berücksichtigt werden, sind somit: die Koordinaten der Sprechsituation, die sozialen Beziehungen zwischen Sprechern und Adressaten, ihre Präferenzen, ihr Status, die Prinzipien kooperativer Kommunikation à la Grice, der unmittelbare konversationelle Kontext und der Stand des konversationellen Austausches, d.h. die Informationsstruktur. In neueren Programmen der Sprachpragmatik und im vergleichenden Programm der interkulturellen Kommunikation werden diese Abstraktionen aufgehoben und an die Stelle des Vergleichs von Sprachsystemen tritt der Vergleich zwischen kommunikativen Normen in Kontexten, zwischen unterschiedlichen Gebrauchsweisen von ähnlichen Mitteln und von Kontrasten bei weitgehender Äquivalenz (Übersetzung).⁸ Das mit der Bezeichnung „interkulturelle Kommunikation“ verbundene Programm knüpft zwar z.T. an vergleichende Beobachtungen zu verschiedenen Sprachsystemen an, beschäftigt sich aber im Wesentlichen mit dem Vergleich von Kommunikationsnormen und Kommunikationsverhalten, die bei interkulturellen Begegnungen zu beobachten sind. Die Beschäftigung mit solchen Kontrasten zielt also in besonderem Maße ab auf die Vermittlung von interkultureller Kompetenz über den Erwerb einer Fremdsprache hinaus. Die folgenden Ausführungen sollen einen Eindruck von zentralen Themen dieses Forschungsprogramms vermitteln und mögliche Interaktion, Überlappung aber auch Divergenz zwischen Kontrastiver Linguistik und dem Programm der interkulturellen Kommunikation ansprechen.

⁸ Bei Übersetzungsvergleichen, insbesondere bei der Übersetzung kultureller Schlüsselwörter, ist die Notwendigkeit, die Einbettung in verschiedene Kontexte zu berücksichtigen, besonders groß (vgl. Utz 2007).

Ein vielbeachtetes Thema sprachvergleichender Untersuchungen, das zwar noch auf unterschiedliche Systeme Bezug nehmen, aber darüber hinaus auch unterschiedliche Verwendungen analoger Unterscheidungen in Abhängigkeit vom sozialen und kulturellen Kontext in den Blick nehmen muss, sind die sog. Honorifika. In den europäischen Sprachen gehören dazu besonders die Anredeformen mit Unterscheidungen wie *du* vs. *Sie* (Deutsch), *tu* vs. *vous* (Französisch) oder *ty* vs. *vy* (Russisch). Aus der Existenz solcher weitgehend paralleler Subsysteme darf man keinesfalls auf parallele Verwendungen schließen. Hier bestehen deutlich unterschiedliche Normen in den erwähnten und anderen Sprachen, die zudem in den letzten Jahrzehnten starken Veränderungen unterworfen waren. In den früher sehr hierarchisch strukturierten Gesellschaften Ostasiens sind diese Differenzierungen noch wesentlich reicher und betreffen nicht nur Anredeformen, sondern auch Bezugnahmen von Sprechern auf sich selbst, Verbformen und sogar die Auswahl von Vokabular je nach sozialer Situation. Da das Inventar der Anredeformen im Japanischen sehr umfangreich ist, werden die vorausgegangenen Beobachtungen zunächst einmal durch verschiedene Wahlmöglichkeiten bei der 1. Person Singular illustriert. Die Wahl eines dieser Ausdrücke hängt davon ab, wer spricht (männlich vs. weiblich) und wer die Gesprächspartner/innen sind.

| | formal | | | informell |
|-----------------|---------------|---------|---------|------------------|
| männlich | watakushi | watashi | boku | ore |
| weiblich | watakushi | watashi | watashi | atashi |

Tab. 1: Referenz auf den Sprecher im Japanischen (1. Person Singular)

Für europäische Kommunikationsnormen noch erstaunlicher ist die Tatsache, dass als Entsprechungen für das Verb ‚geben‘ mindestens sechs Wahlmöglichkeiten zur Verfügung stehen, je nach der sozialen Stellung des Empfängers bzw. der Empfängerin und nach der Identität des Gebenden (Sprecher/in oder Adressat/in). Um einen Eindruck von den sozialen Konnotationen dieser Verben zu vermitteln, müsste man das Verb *ageru/agemasu* mit den entsprechenden Subjekten, etwa mit ‚ich biete Ihnen ehrerbietig an‘ und das Verb *keururu/keuremasu* mit ‚Sie überlassen mir großzügig‘ übersetzen.

Zentraler noch für das Arbeitsprogramm der interkulturellen Kommunikation als diese immer noch in unterschiedlichen Systemen verankerten Kontraste ist der Vergleich von unterschiedlichem Sprachverhalten in vergleichbaren Situationen, in bestimmten institutionellen Rahmen oder ganz generell. Was die spezielleste Ebene der vergleichbaren Situationen anbelangt, so bilden vor allem Bedingungen und Ausführungen von Sprechakten ein wesentliches Thema dieser Untersuchungen. Internationale Konferenzen zeigen, dass unterschiedliche Sprachgemeinschaften unterschiedliche ‚Kul-

turen‘ für die Sprechakte ‚Kritik‘, ‚Entschuldigung‘, ‚Einladung‘, ‚Bitte‘, ‚Aufforderung‘ oder ‚Beschwerde‘ ausgebildet haben. Es entspricht einem weitverbreiteten Eindruck, dass von deutschen Teilnehmern geäußerte Kritik als besonders derb, direkt und manchmal geradezu unhöflich empfunden wird, während Amerikaner selbst deutliche Kritik durch Dankesworte und kurze positive Würdigungen einleiten. Davon, wie man in Japan Selbstkritik übt und sich entschuldigt, haben Berichte über den Reaktorunfall in Fukushima anschaulich Zeugnis abgelegt: Tränen und sich verneigen vor den Zuschauern sind Teil der entsprechenden Rituale. Auf einer allgemeineren Ebene ist es Kommunikation in institutionellen Rahmen, die im Mittelpunkt vergleichender Untersuchungen steht: unterschiedliches Verhalten bei Verhandlungen, unterschiedliche verbale Geschäftskulturen. Hier geht es nicht mehr um die unterschiedliche Ausführung einzelner Sprechakte, sondern um unterschiedliche Normen, Regeln und Konventionen bei Sprechaktivitäten.

Auf einer noch allgemeineren Ebene geht es um den Vergleich von kulturell distinktiven Registern oder Sprechstilen. Ein besonders vielbeachtetes und vielzitiertes Beispiel ist hier *dugri speech* (*straight talk*), der Sprechstil der in Israel geborenen Sabras, der als besonders direkt, offen, derb, „zum Thema“ charakterisiert wird. Durch seine Vernachlässigung aller Rücksichtnahme auf Höflichkeit und Reibungslosigkeit interpersonaler Beziehungen ist dieser Stil dem der arabischen Nachbarn (*musayra*) völlig entgegengesetzt.

7. Zusammenfassung

Nach den vorausgegangenen Versuchen, der Kontrastiven Linguistik einen Platz im Spektrum verschiedener Ansätze zur vergleichenden Sprachanalyse zuzuweisen, sind wir nun in der Lage, die wesentlichen Punkte der Agenda einer Kontrastiven Linguistik zusammenzufassen. Für die KL ergibt sich abschließend das folgende Profil:

a) Orientierung

Die Kontrastive Linguistik hat primär eine synchrone Orientierung, auch wenn sich bei genetisch verwandten Sprachen und bei Einbeziehung von Varietäten interessante historische Probleme ergeben können. Hier sind besonders die erwähnten Phasenverschiebungen beim Sprachwandel in genetisch verwandten Sprachen von großem Interesse für die Suche nach Verallgemeinerungen im Sprachwandel.

b) Granularität

Zielsetzung der Kontrastiven Linguistik sollte es sein, umfassende und feinkörnige Vergleiche von Sprachpaaren zu erstellen, die typologischen Verallgemeinerungen nicht unbedingt zugänglich sind. Insofern sind kontrastive Analysen ein Komplement zur Typologie und nicht eine Typologie in

kleinem Rahmen. Diese Betonung von Feinkörnigkeit bedeutet jedoch nicht, dass die Betonung auf Einzelbeobachtungen und nicht auf Verallgemeinerungen liegt, aber diese Verallgemeinerungen betreffen die zu vergleichenden Sprachen und haben mit den typologischen Generalisierungen nur insofern etwas zu tun, als letztere den Orientierungsrahmen für einen kontrastiven Vergleich bereitstellen.

c) Skopus

Kontrastive Analysen sollten sich im Wesentlichen auf einen bilateralen Sprachvergleich beschränken, auf den Vergleich zwischen Mutter- und Fremdsprache, zwischen Erst- und Zweitsprache, zwischen Ausgangs- und Zielsprache, je nachdem, welche praktischen Implikationen ins Auge gefasst werden. Eine Ausweitung über diesen engen Skopus hinaus ist nur dann sinnvoll, wenn die Zielsetzung, umfassende vergleichende Grammatiken zu schreiben, zugunsten von arealen Studien oder typologischen Pilotstudien aufgegeben wird. Kleinere Ausschnitte von Sprachen kann man auch für drei, vier oder fünf Sprachen vergleichen und aus der Sicht einer dritten Sprache kann man interessante Beobachtungen über zwei andere machen. Es ist aber genau diese Beschränkung auf zwei Sprachen, die es möglich macht, eine Vielzahl von Parametern der Variation zu untersuchen und sich dem Ziel einer holistischen Typologie zumindest anzunähern. Die Frage, welche Sprachen sinnvollerweise zu vergleichen sind, wird in allen oben genannten Spielarten des Sprachvergleichs unterschiedlich beantwortet.

d) Perspektive

Mit einer kontrastiven Analyse ist kein besonderer theoretischer Rahmen oder Ertrag verbunden. Kontrastiv beschreiben heißt, eine Sprache aus der Sicht einer anderen zu analysieren und auf diese Weise Eigenschaften zu finden, die sonst nicht ohne Weiteres sichtbar würden. Mit anderen Worten: Die Kontrastive Linguistik hat einen hohen heuristischen Wert für die Entdeckung sprachspezifischer Eigenschaften. Unterschiedliche Vergleichssprachen ergeben unterschiedliche Perspektiven und können verschiedene Eigenschaften erhellen. Eine kontrastive Untersuchung, die nicht zu neuen Einsichten führt, ist sinnlos.

e) Theoretischer Rahmen

Die wahre Herausforderung für kontrastive Analysen besteht darin, Unterschiede zwischen zwei Sprachen in maximal genereller und falsifizierbarer Weise zu beschreiben, nicht in der Wahl eines theoretischen Rahmens. Das Explanandum sind die Kontraste zwischen zwei Sprachen. Kontrastive Analysen, die mit der Absicht bestimmter praktischer Implikationen geschrieben werden, sollten allzu technischen Jargon formaler Modelle möglichst vermeiden.

Literatur

- Aarts, Flor (1981): The contrastive analysis debate: problems and solutions. In: *Studia Anglica Posnaniensia* XIV, S. 30–47.
- Alatis, John E. (Hg.) (1968): *Contrastive linguistics and its pedagogical implications*. Georgetown.
- Bayer, Josef (ersch.demn.): From modal particle to interrogative marker: A study of German ‚denn‘. In: Brugè, Laura et al. (Hg.): *Functional Heads*. (= *Oxford Studies in Comparative Syntax; The Cartography of Syntactic Structures* 7). Oxford.
- Evans, Nicholas (2007): Insubordination and its uses. In: Nikolaeva, Irina (Hg.): *Finiteness. Theoretical and Empirical Foundations*. Oxford u.a., S. 366–431.
- Evans, Nicholas (2011): Semantic typology. In: Song, Sae Jung (Hg.): *The Oxford handbook of linguistic typology*. Oxford u.a., S. 504–533.
- Evans, Nicholas/Levinson, Stephen (2009): The myth of language universals. In: *Behavioral and Brain Sciences* 32, S. 429–492.
- Faltz, Leonard M. (1985): *Reflexivization: a study in universal syntax*. New York u.a.
- Filppula, Markku (1999): *The grammar of Irish English: language in Hibernian style*. (= *Routledge Studies in Germanic Linguistics* 5). London u.a.
- Friedrich, Svetlana (2009): *Definitheit im Russischen*. (= *Potsdam Linguistic Investigations* 4). Frankfurt a.M. u.a.
- Haspelmath, Martin (2010): Comparative concepts and descriptive categories in cross-linguistic studies. In: *Language* 86, 3, S. 663–687.
- Haspelmath, Martin et al. (Hg.) (2005): *The world atlas of language structures*. Oxford u.a.
- Hawkins, John A. (1986): *A comparative typology of English and German: unifying the contrasts*. London/Sydney.
- Hawkins, John A./Filipović, Luna (ersch.demn.): *Criterial features in L2 English. Specifying the reference levels of the Common European Framework*. Cambridge.
- Heine, Bernd/Kuteva, Tania (2005): *Language contact and grammatical change*. Cambridge u.a.
- Hüning, Matthias et al. (Hg.) (2006): *Nederlands tussen Duits en Engels. Handelingen van de workshop op 30 september en 1 oktober 2005 aan de Freie Universität Berlin*. Leiden.
- König, Ekkehard (1996): Kontrastive Grammatik und Typologie. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): *Deutsch typologisch*. (= *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 1995). Berlin/New York, S. 31–54.
- König, Ekkehard/Gast, Volker (2006): Focused expressions of identity – a typology of intensifiers. In: *Linguistic Typology* 10, 2, S. 223–276.
- König, Ekkehard/Gast, Volker (2009): *Understanding English-German contrasts*. 2., neu bearb. Aufl. (= *Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik* 29). Berlin.